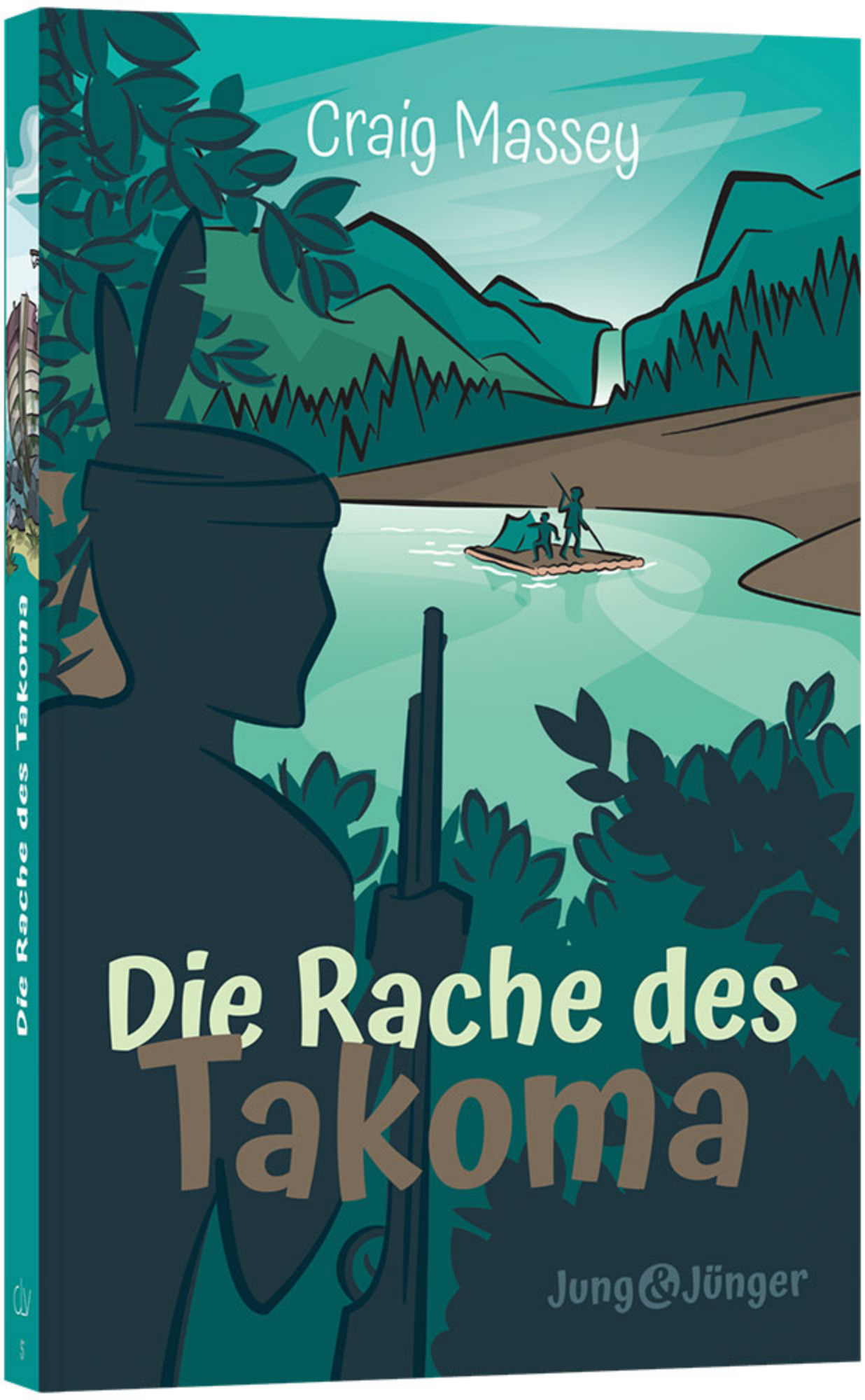


The book cover features a stylized illustration in shades of teal and brown. In the foreground, a dark silhouette of a person with a conical hat is shown from the chest up, holding a long rifle. The person is looking across a body of water towards a small raft with two figures. The background consists of jagged, mountain-like shapes under a light sky. The title 'Die Rache des Takoma' is written in large, bold letters, with 'Takoma' in a darker shade. The author's name 'Craig Massey' is at the top, and the publisher's name 'Jung & Jünger' is at the bottom right. The spine of the book is visible on the left, showing the title 'Die Rache des Takoma' and a small logo at the bottom.

Craig Massey

Die Rache des
Takoma

Jung & Jünger

Die Rache des Takoma

Craig Massey

Band 5 der Kinderbuchreihe »Jung und Jünger«

Paperback, 240 Seiten

Artikel-Nr.: 256764

ISBN / EAN: 978-3-86699-764-6

Diese Erzählung führt uns in die Zeit der frühen Besiedlung Kanadas. George Lockan findet auf der Flussfahrt zu seinen Freunden einen verkommenen, halb verhungerten Indianderjungen, den er »Brauner Schatten« nennt. Aus Mitleid nimmt er ihn mit, muss aber erfahren, dass man ihn wegen dieses Jungen verfolgt. Nur knapp entkommen die beiden mehreren Anschlägen. Takoma, ein alter Indianer, mit dem »Brauner Schatten« vorher zusammengelebt hatte, will den Jungen zurückhaben. Wie wird sich George verhalten? Wird er seinen Schützling im Stich lassen? Eine packende, erlebnisreiche Erzählung, die den Leser bis zur letzten Seite in Atem hält.
Ab 10...

Wenn Sie ein "echtes" Buch bevorzugen oder diesen Artikel verschenken möchten, können Sie diesen Download-Artikel ggf. auch käuflich erwerben, solange verfügbar.

[Artikel ansehen auf clv.de](#)



Christliche Literatur-Verbreitung e. V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

1. Auflage 2022 (CLV)

© 2022 by CLV

Christliche Literatur-Verbreitung

Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

Internet: www.clv.de

Die deutsche Ausgabe erschien erstmals 1973 im Verlag Hermann Schulte, Wetzlar.

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel

»Takoma's Revenge« im Verlag Moody Press, Chicago, USA.

© 1970 by The Moody Bible Institute of Chicago

Übersetzung: Detlef Faber

Satz: EDV- und Typoservice Dörwald, Steinhagen

Umschlag: Lucian Binder, Marienheide

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Artikel-Nr. 256764

ISBN 978-3-86699-764-6



Craig Massey

Die Rache des Takoma

Jung & Jünger

INHALT

Das ausgebrannte Indianerdorf	7
Der kleine Wilde	24
Ein Indianer	38
Hängt ihn auf!	54
Ein Feigling, und betrunken dazu	71
Mutige gesucht	88
Ich liebe sie	102
In der Falle	118
Das schwimmende Haus	124
Takoma	132
Das verschwundene Floß	150
Dem Floß nach	165
Das ist doch meine Becky!	181
Wir können nicht hierbleiben!	199
Willst du mich heiraten?	214

DAS AUSGEBRANNT INDIANERDORF

George Lockan hielt das Ruder hoch und beobachtete, wie das Wasser vom Ruderblatt tropfte. Er schüttelte die letzten Tropfen ab, legte das Ruder auf den Boden des Kanus und ließ sich von der Strömung flussabwärts treiben.

Seufzend streckte er seine müden Beine aus und entspannte sich ein wenig. Dann beugte er sich vor und zog einen Zettel aus dem Lederbeutel, der unter dem Mittelsitz festgebunden war.

Das hätten wir geschafft, dachte er, als er die Landkarte studierte, die Carl Ives gezeichnet hatte. Mit dem Finger verfolgte er die breite Linie, die von Norden nach Süden führte und den Verlauf des Flusses andeutete. Carl hatte darübergeschrieben: »Das ist Fort Killypox.«

Der Weg vom Fort bis zu der Stelle am Fluss, wo die kleine Stadt Northbrook lag, war punktiert. Etwas tiefer, am Westufer des Flusses, standen die Worte: »Espengehölz, Stämme von Bibern gefällt.«

Da bin ich heute früh vorbeigekommen, erinnerte sich George.

An anderer Stelle hatte Carl geschrieben: »Gefährliche Strecke. Strudel am Ende der Stromschnellen. Schlage vor, hier anzulegen (an dieser Stelle war ein Punkt am Ostufer). Habe die Stelle mit einem Steinhaufen markiert.«

George blinzelte, schaute flussabwärts und sagte nachdenklich: »Das kann nicht sehr weit weg sein. Eigentlich müsste ich es bis dorthin heute noch schaffen.«

Noch einmal warf er einen flüchtigen Blick auf die Karte und entdeckte zwei weitere Anmerkungen. Eine lautete: »Ausgebranntes Indianerdorf«, und unten hatte Carl in großen, kräftigen Buchstaben auf das Papier gekritzelt: »Hier ist Greenfield. Da werden wir uns treffen.«

George faltete die Karte zusammen und verstaute sie in dem Beutel, den er anschließend wieder unter dem Sitz festband. Dann begann er, weiterzupaddeln.

»Alter Fluss«, sagte er laut vor sich hin, »Carl schreibt, du seist hier in der Gegend irgendwo gefährlich. Ich finde das aber gar nicht. Du fließt so träge dahin!«

In den zwei Tagen, die er jetzt schon unterwegs war, war er immer wieder überrascht und erfreut gewesen, mit welcher Geschwindigkeit das Boot über das Wasser glitt. Er staunte über die Kunstfertigkeit des Indianers, der die Rinde gesammelt und sie um den leichten Nuss-

baumrahmen herum befestigt hatte. Die einzelnen Rindenstücke lagen genau in der richtigen Position und die Fugen waren mit viel braunem Harz überstrichen und dadurch wasserdicht gemacht. George wusste: Das war erstklassige indianische Handarbeit.

Auf den ersten Blick hatte das Boot einen ziemlich plumpen Eindruck gemacht, aber der Siedler, von dem er es in Northbrook gekauft hatte, hatte ihm erklärt: »Der Indianer, der dieses Boot gebaut hat, verstand etwas von seinem Handwerk. Es ist wie ein Fisch im Wasser – leicht, schnell und geschmeidig. Nach allem, was Sie mir von Ihren Paddelkünsten erzählt haben, wird es höchstens eine halbe Stunde dauern, bis Sie mit dem hier zurechtkommen.« George hatte bald festgestellt, dass der Siedler recht gehabt hatte.

Nachdem der Handel abgeschlossen war, hatte George gefragt: »Wie sind Sie denn an das Boot gekommen?« Und der Mann hatte knurrend geantwortet: »Als die Zeiten noch friedlich waren, habe ich es von einem Indianer gekauft. Vor einiger Zeit wurde er getötet. Getötet, als er unsere Stadt überfiel! Merkwürdige Sachen passieren doch im Krieg. Früher war dieser Indianer freundlich zu uns gewesen und wir zu ihm.« Der Mann machte eine hilflose Bewegung mit der Hand. »Aber jetzt ...« Bekümmert schwie er.

Diese Antwort hatte George aufgewühlt, und wieder einmal fragte er sich: *Warum können wir nicht mit Worten kämpfen statt mit Gewehren? Dann könnte man sich viel mehr über den Sieg freuen, denn dann hätten Logik und Liebe eine Chance, zum Zug zu kommen.*

Die frühe Nachmittagssonne schien warm und angenehm aufs Wasser. George paddelte gemächlich und genoss die ständig wechselnde Landschaft am Ufer des Flusses, der sich durch Wälder und Berge südwärts wand. Wilde Tiere sah er mehr als genug: Hirsche, Bären und jede Menge kleinerer Tiere wie Enten, Gänse und andere Vögel.

Nach etwa anderthalb Kilometern wurde die Strömung stärker. Das Rudern ging einfacher. *Jetzt habe ich wohl bald die gefährliche Strecke erreicht*, dachte er. *Allmählich muss ich die Landestelle suchen.*

Das Wasser schlug schäumend an die Felsbrocken am Ufer.

»Da ist sie!«, rief er, als er am linken Ufer eine etwa zwei Meter hohe Steinpyramide sah.

George zögerte. Die Strömung war stark, aber es sah nicht gefährlich aus.

Durch dieses kurze Zögern hatte er die Möglichkeit, an Land zu gehen, verpasst. Das Kanu schoss vorwärts, vorbei an der Landestelle und hinein in eine Schlucht

aus grauschwarzen Felsen, die zu beiden Seiten steil aufragten.

Das Wasser donnerte und toste, dass es ihm in den Ohren dröhnte. Mit aller Gewalt versuchte George, das Ufer zu erreichen. Doch umsonst. Die reißende Strömung trotzte seiner Kraft.

Plötzlich packte ihn die Angst. Noch nie in seinem Leben war er sich so hilflos vorgekommen. In seiner Verzweiflung schrie er zu Gott: »O Herr, hilf mir!«

Eine schäumende Welle schwappte über den Bug. Vor ihm tauchte ein Felsbrocken auf. Eine schmale Fahrrinne führte rechts daran vorbei. George drückte das Paddel tief ins Wasser und hielt es krampfhaft fest. Dadurch schlug das Boot nach rechts aus, streifte einen Felsblock, schoss vorbei und tauchte mitten hinein in die schäumende Gischt.

»Puh!«, rief George. »Das ist ja furchtbar!«

In dem Getöse gingen seine Worte unter. Er hatte kaum Zeit zum Denken, geschweige denn zum Handeln. Er jagte die mit Geröll gefüllte Schlucht hinunter. Immer wieder versuchte er, mit dem Paddel zu bremsen, und schaffte es kaum, an den scharfen Felszacken vorbeizukommen.

Dann machte der Fluss eine Biegung nach Westen und donnerte am Fuß eines überhängenden Felsens entlang.

Zweimal wurde George von der schäumenden Gischt völlig eingehüllt.

Plötzlich stellte sich das Kanu quer, schwankte gefährlich, drehte sich hilflos einmal, zweimal, dreimal um die eigene Achse, dann kam es wie durch ein Wunder wieder in Fahrtrichtung und jagte weiter. Das Paddel machte sich in Georges Hand selbstständig, es drehte sich, schlug und zerrte, sodass er Angst bekam, seine Handgelenke würden brechen. Die Schultern brannten vor Schmerz. Es war grauenhaft!

Obwohl die Sonne hell schien, war es in der Schlucht ziemlich dunkel. Ganze Gischtwolken wurden nach oben geschleudert.

Noch nie war George mit solch einer Geschwindigkeit vorwärtsgetrieben worden. Einige Hundert Meter weit bahnte sich der Fluss seinen Weg durch die Schlucht, erst nach Westen, dann nach Osten, bis er in eine Art See mit ruhigerem Wasser mündete.

George warf den Kopf zurück, strich sich die nassen Haare aus der Stirn und rief: »So, das hätten wir geschafft!« Aber noch war es nicht so weit. Fast im selben Augenblick wurde das Boot aus dem ruhigen Wasser hinausgetrieben und stürzte einige Stromschnellen hinunter, die fast so steil waren wie ein Wasserfall, und landete schließlich wieder in einer breiten, kesselförmigen Schlucht.

Auf den ersten Blick erschien das Wasser träge. George bemerkte jedoch, wie die Strömung in weitem Bogen einen Kreis zog und in einer riesigen, wellenförmigen Schlangenbewegung nach innen zum Mittelpunkt hintrieb. Der Sog nach unten war hier so stark, dass die Wasseroberfläche im Zentrum gut einen Meter unter der normalen Höhe lag.

»Der Strudel!«, stieß George entsetzt hervor. »Wenn ich da drin lande, habe ich keine Chance mehr!«

Seine Arme spürte er nicht mehr. Einen Augenblick ruhte er sich aus, während das Kanu dem äußeren Rand des Strudels folgte. Schon zog ihn die Strömung langsam zum Zentrum hin.

Er wusste, dass er nicht einfach am Strudel vorbeipaddeln konnte. Seine größte Chance lag darin, sich an den Rand zu halten. Er sah die Felsöffnung, durch die der Fluss südwärts hinabstürzte. Mit schwindender Kraft hob er das Paddel und versuchte, sich gegen die Gewalt des Wassers zu wehren. Mit unglaublicher Geschwindigkeit schoss sein Boot am Ausgang vorbei zurück nach Norden. Einen Augenblick später war er wieder an der Stelle, wo er in den Kessel hereingekommen war. Dann ging es wieder im Kreis nach Süden.

Plötzlich tauchte links von ihm ein treibender Baumstamm wie ein Ungetüm auf. Der Stamm hatte am Ende

einen Durchmesser von gut einem Meter. George beobachtete voll Schrecken, wie der Baum in den Mittelpunkt des Strudels gezerrt wurde. Die Wurzeln wurden nach unten gezogen, der Stamm richtete sich senkrecht auf und hob seine Zweige zum Himmel. Dann verschwand er langsam unter der Wasseroberfläche.

Sollte das mein Ende sein?, dachte George entsetzt.
»O Herr, dein Wille geschehe!«

Zweimal kreiste er in der kesselförmigen Schlucht und versuchte verzweifelt, den Ausgang zu erreichen, aber jedes Mal wurde er durch die unbarmherzige Gewalt des Flusses vorbeigetrieben.

George war am Ende seiner Kraft. Er ließ die Schultern hängen und lehnte sich halb tot vor Erschöpfung zurück. Eigentlich brauchte er jetzt dringend eine Verschnaufpause, doch das Kanu glitt bereits wieder am Rand des Strudels entlang.

Er rang nach Atem. »O Herr, o Herr!«, schrie er, schnellte mit einem Ruck auf und stach das Paddel in das tosende Wasser.

Das Kanu schien zu zögern. Immer wieder stemmte er das Paddel in die Flut und arbeitete mit aller Kraft. Schließlich ließ der Sog nach, das Boot glitt über den äußeren Rand des Strudels hinweg und schoss weiter flussabwärts.

George atmete auf. Aber schon stellte sich das Kanu quer, schlug gegen einen Felsen und kippte um. Verzweifelt kämpfte George gegen die Strömung und strampelte heftig, um an die Wasseroberfläche zu kommen. Als er schließlich auftauchte, sog er die Luft ein und wedelte mit den Armen, um sich über Wasser zu halten. Das Kanu trieb kieloben an ihm vorbei. George tauchte, suchte mit steifen Fingern nach einem Halt und hielt sich dann an dem Boot fest.

Plötzlich war alles vorbei. Das Kanu trieb aus der Schlucht hinaus in ein breites, sonnenbeschienenes Tal, in dem der Fluss wieder ruhig dahinfloss. George arbeitete sich bis zur Mitte des Kanus vor und kletterte hinein. Er war völlig erschöpft. Der Länge nach warf er sich ins Boot und ließ die Arme zu beiden Seiten über die Bootswand hängen.

In den ersten zehn Minuten hatte er Mühe zu atmen. Dann erholte er sich langsam. Er war gerettet! Voller Freude und Dank flüsterte er: »O Herr, du hast mich durchgebracht. Ich danke dir!«

Das Kanu trieb stromabwärts. Allmählich kehrten seine Kräfte in den schmerzenden Körper zurück. Schließlich lenkte er das Boot an einen breiten Sandstrand.

Als George das flache Wasser erreichte, rutschte er aus,

richtete sich taumelnd wieder auf und zog das Boot an Land. Die Anstrengung war fast zu viel für ihn gewesen. Er machte drei Schritte, stolperte und ließ sich in das herrlich weiche Gras fallen, wo er mit dem Gesicht nach unten liegen blieb. Die Nachmittagssonne wärmte seinen durchnässten und müden Körper und er schlief sofort ein.

Nach einer halben Stunde erwachte George wieder. Er kämpfte sich in eine sitzende Position. *Was für ein Erlebnis!*, dachte er. *Noch nie in meinem Leben bin ich dem Tod so nah gewesen! Aber jetzt, wo ich es überlebt habe, würde ich diese Reise für nichts in der Welt eintauschen.*

Er schaute auf das ruhige Wasser. Es floss dahin, als ob nichts gewesen wäre.

Liebevoll betrachtete George das Kanu. Nicht einmal eine Schramme war zu sehen. Dieser Indianer hatte wirklich gute Arbeit geleistet.

Er zog seine durchnässten Kleider aus, wrang das Wasser aus Hemd und Hose und hing sie an einen Baum zum Trocknen. Auch seine Mokassins zog er aus, stellte sie auf einen Felsen und machte sich daran, seine Sachen im Boot zu untersuchen. Fast alles war durchnässt: die Wolldecken, die Kleider zum Wechseln, die Muskete und der Nahrungsmittelvorrat.

Nur zwei Dinge waren trocken geblieben: das Pulver

im Horn und der Inhalt seines wasserdichten Lederbeutels, nämlich die Bibel, Carls Landkarte und der Brief.

Inzwischen hatte er den Brief schon so oft gelesen, dass er ihn fast auswendig kannte. Dennoch las er ihn noch einmal, denn er war so etwas wie ein Bindeglied zwischen dieser Stelle in der Wildnis und den Lieben, die irgendwo flussabwärts waren.

»Lieber George!

Es war ein harter Winter in Fort Killypox. Wir hatten Nahrungsmittelknappheit und eine Menge anderer Probleme und Schwierigkeiten. Zweimal wurden wir von Indianern überfallen und verloren drei Männer – dazu einiges an Vieh. Anfang Dezember hatten alle Familien aus einem Gebiet bis zu dreißig Kilometern Entfernung bei uns Schutz gesucht. Das Gedränge war fürchterlich. Es dauerte nicht lange, dann brach zwischen einigen Familien Streit aus. Ich kann mir nicht denken, jemals etwas so Tauriges erlebt zu haben.

Als Du weg warst, bauten Mr Watson und ich eine neue Hütte. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie verzweifelt wir waren, als die Indianer sie eine Woche nach der Fertigstellung entdeckten und niederbrannten. Der Herr hatte uns in seiner Voraussicht so geführt, dass wir an diesem

Morgen zum Fort gefahren waren. Kaum waren wir dort angekommen, da berichtete einer unserer Leute uns von dem Brand.

Wie ich schon erwähnte, war die Lage hier alles andere als rosig. Doch es wurde noch schlimmer.

Mitte Februar standen wir buchstäblich vor dem Verhungern. Trotz der Kälte und des Schnees entschlossen sich die Watsons und ich, nach Greenfield in den Süden zu ziehen. Dort gab es mehr Lebensmittel und das Leben war leichter für uns.

Ursprünglich hatten wir beabsichtigt, nach Killypox zurückzukehren, aber nach eingehenden Überlegungen beschlossen wir, in Greenfield zu bleiben, denn die Stadt wächst und ist als Handelsplatz günstig gelegen.

Bei Deinem Abschied sagtest Du, dass Du auf jeden Fall zurückkehren wolltest, um bei uns in Killypox zu bleiben. Wir hoffen, dass Du nun ebenso fest entschlossen bist, zu uns nach Greenfield zu kommen.

Während ich diesen Brief schreibe, sitze ich im Blockhaus in Fort Killypox. Ich bin hergekommen, um den Rest unserer Habseligkeiten in den Süden zu schaffen, und hatte gehofft, bis zu Deinem Eintreffen hierbleiben zu können. Aber der Frühling ist schon fast vorüber, und da Du bis jetzt noch nicht gekommen bist, werde ich allein zurückkehren.

Ich habe eine Landkarte gezeichnet, die Dir den Weg zu uns zeigt, wenn Du kommst.

Die meisten der gegen uns kämpfenden Indianer und Engländer wurden nach Fort Niagara zurückgedrängt. Deshalb sind die Gefahren, die der Krieg mit sich bringt, jetzt nicht mehr so groß. Doch während ich dies schreibe, gehen Gerüchte um, dass die Indianer wieder einmal die Siedler überfallen wollen. Sei vorsichtig!«

Den letzten Absatz las George am liebsten. Er kannte ihn auswendig, und doch las er ihn immer wieder gern:

»Maud Watson sagte nicht viel, als ich Abschied nahm, aber ihr Gesicht zeigte, dass sie sich Sorgen um Dich macht. Sie denkt viel an Dich, und sicher denkst Du auch oft an sie.

George, wir haben Dich alle sehr gern und beten ständig für Dich. Wir erbitten für Dich dasselbe, was Paulus für die Gemeinde in Kolossä erbat. Siehe Kolosser 1,9.

Es grüßt Dich ganz herzlich Dein

Carl Ives.«

Am besten mache ich mich jetzt wieder auf den Weg, dachte George. Denn bald sehe ich sie wieder.

Er zog seine Kleider an. Sie waren zwar noch etwas feucht, aber die Sonne hatte sie gut durchwärmt. Dann packte er seine Sachen wieder ins Boot und breitete sie auf dem Boden aus, damit sie während der Fahrt trocknen konnten.

Während George das Boot ins Wasser schob, sagte er vor sich hin: »Der Herr hat mich gerettet, das ist wahr. Nur mein Paddel fehlt noch.«

Ein blauweißer Eisvogel flog auf der Jagd nach kleinen Fischen flussaufwärts. »Hast du mein Paddel gesehen?«, rief George ihm zu. Der Vogel drehte ab, stieß einen Warnschrei aus und verschwand.

»Dann eben nicht!« George lachte und suchte etwas, was als Paddel zu gebrauchen war. Das Beste, was er fand, war ein unförmiges Stück Treibholz, aber mithilfe der Strömung würde es schon gehen.

Er ließ sich Zeit, denn seine Arme und Beine waren noch immer wie gelähmt. Dann zog er seine Bibel hervor, legte sie sich auf den Schoß und las den 23. Psalm. Er begann, die Worte zu singen.

Schließlich veränderte er sie, um seiner Freude Ausdruck zu verleihen: »Ja, Herr, du bist mein Hirte! Du hast mir alles gegeben, was ich brauche. Du hast dafür gesorgt, dass ich mich ausruhen konnte im grünen Gras.

Du hast mich in dieses ruhige Wasser geführt. Du hast mir wieder neuen Mut gegeben. Du hast mich gerecht gemacht, weil ich deinen Sohn als meinen Retter angenommen habe. Obwohl ich in der Schlucht dem Tod sehr nah war, hast du die Angst von mir genommen. Ja, mit Güte und Barmherzigkeit hast du mich bisher umgeben alle Tage meines Lebens, und ich weiß, dass ich einst immer bei dir sein werde.«

Diese Worte sang George immer wieder, so groß war seine Freude. Er sang für den Habicht, die Schwalben und die Enten, er sang für den Wald, vor allem aber sang er für seinen Herrn.

»Alter Fluss«, sagte er dann, »du hast ja keine Ahnung von der Freude, die ich habe. Du hast keine Gefühle wie ein Mensch, weil du keine Seele hast und kein Herz. Du bestehst nur aus Wasser, Felsen, Schlamm und Sand. Deine Freunde sind die Vögel, die Fische und all die anderen Tiere, die Bäume am Ufer und der Himmel. Sie alle können nicht mit dir sprechen oder dich lieben. Sie haben ihre eigene Sprache.«

George legte sein Treibholzpaddel ins Boot und ließ sich von der Strömung ziehen.

»Ich habe Freunde«, fuhr er fort, »liebe Freunde. Bald werde ich bei ihnen sein. Mein Lied eben war aber für

meinen größten Freund, für Jesus Christus. Er hat mich so sehr geliebt, dass er am Kreuz sein Leben gab, um mich zu retten.«

Plötzlich entdeckte George sein Paddel im Schilf am Ufer.

»Jetzt habe ich alles wieder beisammen!«, rief er voller Freude, als er bald darauf sein Paddel wieder in der Hand hielt. Nun ging es noch schneller vorwärts.

Eine aufgeschreckte Ente klatschte mit den blau gefleckten Flügeln aufs Wasser und flatterte durch die Luft.

»Lass uns ein Wettrennen machen!«, rief George.

Aber die Ente verschwand, noch bevor er einige Meter zurückgelegt hatte.

Langsam wurde es Abend. Erfrischende, kühle Luft stieg aus den feuchten Wäldern auf. George sah immer mehr Tiere, die am Ufer herumstöberten. Eichhörnchen turnten durch die Bäume; ein Rudel Rehe graste am Rand eines Sumpfes und schaute auf, als er vorbeiruderte. Die Luft war erfüllt vom Gesang der Walddrosseln, Rotkehlchen und Goldamseln.

Jetzt muss ich mir langsam einen Lagerplatz suchen, dachte George. Ich bin todmüde. Wenn ich richtig gerechnet habe, wird dies wohl die letzte Nacht unter freiem Himmel sein. Morgen müsste ich in Greenfield ankommen.

Auch die Tiere schienen müde zu werden. Es wurde still um ihn her. Tief atmete George die frische Abendluft ein.

Nach einer scharfen Flussbiegung erwachte Georges Interesse noch einmal. Am Ostufer hob sich eine schwarze Stelle gegen das Grün des Waldes ab.

»Das muss das ausgebrannte Indianerdorf sein!«, murmelte er vor sich hin.

DER KLEINE WILDE

Die verkohlten Überreste von siebzehn Baumrindenhütten waren über eine große Lichtung verstreut. Am Rand der Lichtung, abseits der schwarzen Haufen, stand eine Hütte, die zwar dem Feuer entkommen war, bei der aber Wind, Schnee, Regen und Sonne das Übrige getan hatten. Das Dach hing durch, eine Wand war eingestürzt und die Stützen, die die Rindenteile zusammenhielten, waren verzogen oder gebrochen.

Wo früher Mokassins den Boden festgestampft hatten, stand jetzt mannshohes Unkraut, das nur noch von abgebrochenen Baumstämmen überragt wurde.

George legte das Paddel vor sich ins Boot und ließ sich am Indianerdorf vorbeitreiben. Die Freude von vorhin war fort. Stattdessen überkam ihn ein beklemmendes Gefühl. Schweißtropfen traten auf seine Stirn und brannten ihm in den Augen. Er hatte so etwas schon öfter gesehen – nicht nur zerstörte Indianerdörfer, sondern auch verkohlte Überreste dort, wo Siedler ihr Lebenswerk aufgebaut hatten. Aber immer wieder, wenn er die Folgen des Krieges sah, war er tief betroffen.

Achtzehn Baumrindenhütten!, dachte er. *Achtzehn*

Familien haben hier gelebt; achtzehn Frauen, achtzehn Krieger und viele Kinder. Wo mögen sie jetzt sein?

Er tauchte das Paddel wieder ins Wasser und fuhr weiter flussabwärts, doch das Bild des ausgebrannten Dorfes stand noch immer vor seinen Augen.

Er wendete sein Boot, fuhr zurück und erreichte bald wieder das zerstörte Dorf. Er betrachtete es noch einmal einige Augenblicke, legte am Ufer an und kletterte die Anhöhe hinauf. Sofort begann er, die verkohlten Überreste zu untersuchen.

Die Mühlsteine zum Mahlen des Getreides waren von Unkraut überwuchert und kaum noch zu sehen. Beim Herumstöbern fand George eine Reihe von Gegenständen: zwei zerrissene Trommeln, zerbrochenes und heiles Tongeschirr, einen Tomahawk, Lederriemen, die von Mäusen zerfressen waren, zwei Pferdeskelette und noch viele andere Hinweise, dass hier Tod und Zerstörung gewütet hatten.

Der Angriff muss überraschend gekommen sein, sonst hätten die Indianer diese Sachen mitgenommen, dachte George, nachdem er noch Schneeschuhe, einige verzogene Bogen, Körbe und Reste von Woldecken und Leder gefunden hatte.

Sein Fuß stieß an ein feines Korbgeflecht. Er hob es auf und hielt eine aus Weidenruten sorgsam geflochte

tene kleine Wiege in der Hand. Er hängte sie vorsichtig an einen Baum und ging traurig weiter. Er dachte an das Kind, das in dieser Wiege gelegen hatte.

»Die Bibel sagt, dass alle Menschen gesündigt haben und vor Gott nicht bestehen können. Gewalttat ist Sünde, und das hier ist Gewalttat. O Herr, wann wird damit Schluss sein?«

George machte sich bedrückt auf den Rückweg zum Boot. Er zog eine Angelschnur aus seinem Gepäck. Zwischen den Steinen am Ufer fand er Würmer, die ihm als Köder dienten. Dann warf er seine Angel ins tiefe Wasser aus und wartete.

Plötzlich straffte sich die Schnur, etwas zog sie flussaufwärts. George schlug an und holte eine zwanzig Zentimeter lange Forelle heraus. Noch dreimal warf er seine Angel aus, bis er einen zweiten Fisch gefangen hatte.

Dann säuberte er die Fische im klaren Wasser und legte sie sorgfältig auf einen Felsbrocken.

Jetzt brauche ich noch Feuer, dachte er. Durch das Dorf ging er zum Wald und fand bald, was er brauchte: eine alte Zeder mit viel faseriger Rinde. Schnell hatte er genügend Rinde zusammen. Dann kehrte er zum Fluss zurück und sammelte einige trockene Zweige. Schließlich zog er sein Jagdmesser aus der Scheide und schnitt aus einem Stück Kiefernholz kleine Späne zum Anzünden.

Er zerrieb so viel Zedernrinde zwischen den Händen, bis ein kleiner Haufen feinen Zunders im Sand lag. Er fügte etwas Schießpulver hinzu und schlug seinen Feuerstein an. Funken flogen. Beim dritten Versuch sprang ein goldgelber Funke in den Zunder. Eine feine Rauchsäule stieg auf. George ließ den Feuerstein fallen, legte seine Hände um den Zunder und blies leicht hinein, bis kleine Flammen aufflackerten. Nun hatte er sein Feuer. Er legte die Kiefernspäne dazu, dann die kleinen Zweige und zum Schluss einige Äste.

Ich wünschte, es ginge immer so leicht, dachte er zufrieden und erinnerte sich, dass es manchmal eine ganze Stunde gedauert hatte, bis so ein Feuer brannte.

Als das Kanu umgekippt war, war auch der Sack mit dem Maismehl ins Wasser gefallen. George nahm etwas von dem Mehlbrei, würzte ihn mit Salz und Zucker, machte eine Rolle daraus und wickelte sie auf einen frischen Ast, den er so in den Sand steckte, dass der Teig zwar hoch genug über dem Feuer hing, um nicht zu verbrennen, aber auch tief genug, um noch zu backen.

Dann drehte er sich um, um die Fische zu holen. Aber die waren nicht mehr da, wo er sie hingelegt hatte. Sie waren spurlos verschwunden.

»Die sind ja weg!«, rief er erstaunt und schaute sich

um. »Irgendein Nerz, Waschbär oder Vogel war genauso hungrig wie ich.«

Also fing er sich neue Fische. Während sie am Feuer gar wurden, machte er einen Rundgang, um nach dem Dieb Ausschau zu halten.

Als er an den Waldrand kam, blieb er plötzlich stehen und lauschte. Da raschelte doch etwas! *Ich glaube ja nicht an Geister, sonst würde ich denken, einer der Krieger käme zurück, um das Dorf in Augenschein zu nehmen*, dachte er und blickte auf die zerstörten Hütten.

Einige Augenblicke blieb er regungslos stehen und stellte sich vor, wie es wohl am Abend in dem Dorf gewesen war: Die Frauen mahlten Maiskörner zu Mehl, passten auf das Feuer auf und kochten Fleischsuppe. Die Männer saßen zusammen und redeten vom Jagen oder vom Fischfang, während die Kinder spielten.

Langsam ging er zurück zum Feuer, blieb dann wieder stehen und lauschte. *Ich werde das Gefühl nicht los, dass noch jemand hier ist. Ich glaube, dieser Dieb beobachtet mich. Um diese Tageszeit jagen Nerze oder Waschbären nur selten; die sind nachts unterwegs. Möchte wissen, was hier vorgeht.*

Er verzehrte sein Abendessen und sammelte Brennholz für die Nacht. Dabei warf er immer wieder einen prüfenden Blick auf den Waldrand. Er war schrecklich müde,

und die Sonne ging schon unter. Aber er sagte sich: *Ich habe keine Ruhe, bis ich weiß, was hier vor sich geht.*

Er angelte noch einmal, fing zwei kleine Forellen, legte sie auf den Felsbrocken, ging durch das Dorf bis in den Wald hinein und versteckte sich hinter einem Baum.

Kaum war er dort verschwunden, da bewegte sich das Unkraut, als ob etwas aus dem Wald zu den Fischen hinkriechen würde.

George schlich am Waldrand entlang, bis er sich zwischen dem Dieb und dem Wald befand.

Jetzt werde ich ja sehen, ob es ein Vogel oder sonst ein Tier ist, dachte er.

Der Dieb war jetzt in der Nähe des Felsbrockens. Eine dünne, braune Hand kam zum Vorschein und schnappte nach den Fischen.

»Hey!«, rief George und stürzte blitzschnell durch das Unkraut. Und dann sah er den Räuber deutlich vor sich. George war sprachlos vor Erstaunen. Ein kleiner, unbekleideter Indianerjunge, etwa zehn oder zwölf Jahre alt, kroch auf den Wald zu.

George packte ihn am Bein. »Jetzt hab ich dich!«

Der Junge wehrte sich. George musste loslassen, packte erneut zu und erwischte das Bein ein zweites Mal, wurde aber sofort von der Ferse des Jungen am Kinn getroffen.

Der Indianerjunge rollte sich auf den Rücken, wobei er die Fische fest in den Händen hielt, und stieß mit beiden Füßen nach George, der noch rechtzeitig zur Seite springen konnte.

Der Junge versuchte nun, wegzurennen. George rannte ihm nach, holte ihn ein und warf ihn zu Boden.

»Nun mal langsam! Ich will dir doch nicht wehtun! Ich will mir den kleinen Fischdieb nur etwas genauer ansehen.«

Der Junge schlug wie wild um sich, aber George hielt den langsam schwächer werdenden Körper am Boden. Plötzlich hörte der Junge auf zu kämpfen. Seine Kraft hatte nachgelassen und er rang nach Luft.

»Armer Kerl!«, murmelte George, als er den Indianerjungen betrachtete. »Kein Wunder, dass du meine Fische gestohlen hast. Du bestehst ja nur aus Haut und Knochen. Halb verhungert bist du. Die Knie- und Ellenbogengelenke stehen richtig vor, und die Arme sind so dünn wie bei einem Baby.«

Jetzt bemerkte George noch etwas anderes. Er rümpfte die Nase. »Puh, du stinkst ja wie ein Schwein! Hast du dich eigentlich jemals gewaschen? Und deine Haare! Sie gehen fast bis zur Taille und sind völlig verfilzt. Ich würde dich laufen lassen, mein Freund, aber was machst du dann?«

Während ihm George diesen Vortrag hielt, starrte ihn der Junge mit großen, dunklen Augen an. Angst war in ihnen zu lesen, aber sie hatten zugleich auch einen wilden und fast tierischen Ausdruck.

»Komm, mein Freund, wir gehen zurück zum Feuer. Da backe ich dir auch so ein Maisbrot und röste dir die Fische richtig.«

George griff nach den Fischen. Aber der Junge knurrte ihn an und stopfte sich einen Fisch mit dem Kopf voran in den Mund, kaute und schluckte, bis auch der Schwanz verschwunden war. Der andere Fisch nahm den gleichen Weg.

»Armer Kerl!«, seufzte George. Er kniete sich neben den Jungen und redete ihm freundlich zu. »Wo ist nur dein Stamm? Sie haben nicht gut auf dich aufgepasst.«

Vorsichtig nahm George den Jungen in seine Arme und trug ihn zum Feuer, ohne dass er sich wehrte.

George setzte ihn auf die Erde und machte sich daran, ein Essen vorzubereiten. Er backte noch ein Maisbrot, fing einige Fische und stellte alles vor den Jungen hin.

»Iss!«, lud George ihn ein, aber der Junge machte keine Bewegung. »Ach, du verstehst mich sicher nicht.« Er nahm ein Stück von dem Brot und aß es.

»Nun starr mich doch nicht so an! Mach es mir nach: Iss! Das Essen wird dir guttun.«

Aber der Junge starrte weiter vor sich hin und machte keine Anstalten zu essen. George drehte sich um, weil er seine Angelschnur zusammenrollen wollte. Da kam plötzlich Bewegung in den kleinen Indianer: Er griff nach den Fischen und dem Maisbrot und schlang eins nach dem anderen hinunter.

George beobachtete dies aus den Augenwinkeln und drehte sich um. Der Junge hatte ihn nicht aus den Augen gelassen und saß sofort wieder wie versteinert da. Doch kaum hatte George sich wieder seiner Beschäftigung zugewandt, da begann er wieder, heißhungrig zu essen, bis einschließlich der Gräten alles in seinem Mund verschwunden war.

»Du bist ja wirklich schüchtern!« George schüttelte lächelnd den Kopf und ging zum Boot, um die Wolldecken zu holen.

Da hörte er es rascheln und sah gerade noch, wie der Indianerjunge auf den Wald zustürzte.

»Hey!«, rief George und lief ihm nach. »Halt! Komm zurück!«

Aber der Junge blieb nicht stehen und kam auch nicht zurück. Wie ein wildes Tier rannte er durch das Unkraut und verschwand im Wald, wo bereits die Dämmerung einsetzte.

George drang noch etwa zehn Meter in den Wald

hinein. Dann gab er die Verfolgung auf. *Eher kann man den Wind einfangen als diesen kleinen Wilden. Wenigstens hat er für die Nacht etwas im Magen!*, sagte sich George.

Er kehrte zum Feuer zurück und hing seinen Gedanken nach. Das Herz wurde ihm schwer, wenn er an den Jungen dachte.

Ungefähr eine Stunde wartete er. Aber nichts rührte sich.

Ich werde ihn nicht wiedersehen. Am besten denke ich gar nicht mehr an ihn, sagte sich George. Doch es fiel ihm nicht leicht, seine Gedanken anderen Dingen zuzuwenden.

In der hereinbrechenden Dämmerung suchte George am Flussufer nach einem Kiefernast. Er fand ein Stück mit einem knorrigen Auswuchs am Ende, den er so lange ins Feuer hielt, bis er hell brannte. Dann ging er mit dieser Fackel durchs Dorf bis zu der erhalten gebliebenen Rindenhütte. Ein fürchterlicher Gestank kam ihm entgegen. Die Fackel leuchtete auf einen Haufen zerbrochener Muschelschalen, verfaulender Krebscheren und Federn sowie einen Berg von sonstigem Schmutz. Trotz des kühlen Abends befand sich noch eine Unmenge Fliegen und Maden in dem Schmutz.

»Ach!«, seufzte George. »Er lebt wie ein Tier, ist aber doch ein Mensch mit einer lebendigen Seele.«

Auf einmal kam ihm ein neuer Gedanke: *Habe ich nicht eine gewisse Verantwortung für ihn?*

Er schüttelte den Kopf und hörte sich sagen: »Ich verstehe das alles nicht, Herr. Hast du mich hierher gebracht, damit ich ihn treffen soll? Hast du das alles so geführt?«

George beugte sich hinunter und leuchtete in die Öffnung hinein, die als Tür diente. Nichts als Schmutz und Abfall war zu sehen. Von dem grässlichen Gestank wurde ihm übel. Er holte an der frischen Luft noch einmal tief Atem und kroch erneut in die Hütte.

Unter seinen Händen fühlte er den Dreck. Der Fußboden war von einer dicken Schicht aus modrigem Gras und Kiefernnadeln bedeckt. In der äußersten Ecke unter dem einzigen Stück Dach, das noch in Ordnung war, lag ein altes, braunes Bärenfell. Insekten waren am Werk gewesen: Nur noch knapp die Hälfte des Fells war vorhanden, und der Rest war auch schon dünn.

Der Gestank wurde unerträglich. So etwas war ihm noch nie unter die Nase gekommen! Er hielt den Atem an, kroch rückwärts hinaus und stellte sich langsam aufrecht. Er stieß sich noch den Kopf an einem losen Stück der Dachkonstruktion und taumelte an die frische Luft, wo er nach Atem rang.

»Puh!«, schnaufte er. »So lebt ja noch nicht mal ein Tier.«

Er entfernte sich einige Schritte von der Hütte und starrte in die Dunkelheit hinein. »Ich vermute, dass du jede meiner Bewegungen beobachtest. Wenn du wüsstest, was in mir vorgeht, würdest du zu mir gelaufen kommen.«

Ein Vogel stieß einen Lockruf aus. Vom Fluss stieg eine herrlich frische Luft auf und am nachtblauen Himmel erschienen die ersten Sterne. George sah und hörte dies alles, und je dunkler es wurde, desto trauriger und einsamer fühlte er sich. Er hob den Kopf und rief: »Kleiner Wilder!« In seiner Stimme lag eine Sehnsucht, die er nie zuvor gekannt hatte. »Kleiner Wilder, komm doch her!«

Fünf Minuten lang wiederholte er diesen Ruf. Seine Stimme verlor sich in der Wildnis. Die einzige Antwort war das ferne Rufen eines Vogels.

George ging wieder zum Feuer zurück. Bis auf einen Haufen glühender Asche war es niedergebrannt. Seine Fackel war ausgegangen und er suchte sich eine neue. Als sie hell brannte, häufte er Erde auf die Asche, um die Glut zu ersticken. Dann befestigte er die Fackel am Bug des Kanus, stieß sich ab und ruderte weiter stromabwärts.

Ich kann ihn nicht einfangen. Er ist verschwunden, und es hat keinen Zweck, weiter darüber nachzudenken, ob ich ihm vielleicht doch noch mal begegne.

Die Fackel erleuchtete den Fluss um ihn herum. Ge-

spenstische Schatten tanzten auf der Wasseroberfläche hin und her, und die Funken zischten, wenn sie ins Wasser fielen.

Das unheimliche Licht, die Müdigkeit, das verwüstete Dorf, seine eigenen Gefühle – das alles machte ihm Angst. »O Herr«, murmelte er, »warum fühle ich mich so allein? Warum ist das so schwer zu begreifen, dass du mich nicht aufgeben und nicht verlassen wirst?«

Zuerst war er schnell und zielbewusst gerudert, doch allmählich wurde sein Schlag immer langsamer. Schließlich ließ er sich in die Nacht hineintreiben, so beschäftigt war er mit seinen Gedanken.

»Du hast mich doch mit ihm zusammengeführt, Herr. Ich habe Kontakt mit ihm gehabt.« George seufzte tief. »Ich habe ihn gern, und doch laufe ich davon.«

Er ruderte wieder weiter und steuerte auf das Ufer zu, bis das Kanu an einen Felsen stieß. Von dem plötzlichen Ruck fiel die Fackel ins Wasser, und eine zischende Rauchsäule stieg auf. Jetzt lag alles im Dunkeln.

George wartete, bis sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Noch mehr Sterne waren aufgestiegen und der Mond stand über den Baumwipfeln. Er ließ seinen Blick über die in fahles Licht getauchte Wildnis schweifen.

George suchte eine passende Stelle, zog das Boot ans Ufer und band sich ein langes Seil um die Taille für den

Fall, dass er den Indianerjungen fangen könnte. Er hörte, wie am anderen Ufer ein Vogel mit den Flügeln auf das Wasser schlug. Über ihm tschilpte ein Singspatz schläfrig sein Lied.

George ging am Ufer entlang zurück zum Dorf. Es war ein beschwerlicher Weg. Überall lagen Treibholz und Steinbrocken herum, stellenweise war es ziemlich sumpfig.

Er war noch etwa hundert Meter von der Lichtung entfernt, als er Flammen durch die Bäume schimmern sah. *Ich habe das Feuer doch ausgemacht, bevor ich den Platz verlassen habe*, überlegte er und ging vorsichtig weiter.

»Ach, da ist er ja wieder!«

Der kleine Wilde hockte beim Feuer und beobachtete, wie die Flammen das Holz verzehrten. In dem knochigen Gesicht war große Freude zu lesen. Er legte Holz nach, nahm einen langen Stock und schürte damit das Feuer. Funken flogen, und der kleine Indianer beobachtete sie entzückt.

Etwa zwanzig Minuten spielte er so, dann hockte er sich auf einen nahe gelegenen Stein, bückte sich, hob etwas auf und stopfte es in den Mund. Dann wiederholte er das Ganze noch einmal.

»Meine Güte!«, stieß George hervor. »Er isst die Fischköpfe, die ich weggeworfen habe!«

EIN INDIANER

George wandte sich nach rechts und ging dann am Waldrand entlang die Anhöhe hinauf, bis er in der Nähe der Rindenhütte war. *Wenn ich nah genug herankomme und mich verstecke, muss er mir direkt in die Arme laufen, wenn er sich schlafen legen will*, überlegte er.

Durch das hohe Gras kroch er vorwärts. Als er den Kopf hob, sah er, dass das Feuer noch hell brannte, der Indianerjunge aber verschwunden war. Er wartete gespannt und sah schließlich, wie ein brauner Kopf durch das Unkraut auf ihn zukam.

George duckte sich. Der Junge ging in den Wald und kehrte einige Augenblicke später wieder zurück. Er trug etwas im Arm und ging damit zum Feuer.

Zehn Minuten lang war es still. Dann ertönte ein seltsames, leises, rhythmisches Klopfen. George erhob sich und sah den Jungen am Feuer sitzen. Die dünnen Beine hatte er gekreuzt und zwischen seinen knöchigen Knien hielt er eine kleine Trommel. Mit dünnen Fingern trommelte er auf dem schlaffen Leder, und sein hagerer Körper bewegte sich in dem traurigen Takt hin und her.

Mit leiser, kehliger Stimme sang der Indianer ein Lied in seiner Muttersprache.

Plötzlich verstummte der Gesang. Der Indianer zog sich einige Haarsträhnen heraus und ließ sie feierlich ins Feuer fallen.

Er betet das Feuer an, dachte George. Das Herz tat ihm weh. So wirst du Gott nicht finden, mein Junge. Es gibt nur einen Weg zu Gott – Jesus Christus. Aber den kennst du ja nicht!

Das Feuer ging aus und der kleine Indianer verschwand in der Dunkelheit. George konnte nicht sehen, wohin er gegangen war, aber er nahm an, dass er zu seinem Bärenfelllager wollte.

Ich denke, es wird am besten sein, wenn ich hier warte, bis er eingeschlafen ist, dachte George.

Er wartete eine Stunde lang. *Jetzt müsste er schlafen.* Vorsichtig arbeitete er sich durch das Unkraut vor. Der Mond warf ein sanftes Licht auf die Umgebung.

Als George sich der Rindenhütte näherte, stieg ihm wieder der starke Geruch in die Nase, der in der Luft lag. Je näher er herankroch, umso schlimmer wurde der Gestank.

»Herr, hilf mir!«, stieß er hervor, als er den Eingang erreicht hatte. Er kroch hinein. Mit dem Knie stieß er an einen Stein. Unter seinen Händen fühlte er wieder den schlammigen Schmutz.

Von dem Gestank wurde ihm fast übel. Langsam erhob

er sich in die Hocke. Mit den Füßen stemmte er sich in das modrige Gras und streckte die Arme aus.

Eigentlich müsste er unter dem Fell liegen, dachte George.

Er erhob sich und packte zu. Seine Hände griffen hierhin, dorthin – nichts außer dem Bärenfell. Er untersuchte das ganze Fell, aber außer modrigen Kiefernadeln und Gras fand er nichts darunter.

Enttäuscht kroch George zurück.

Am Eingang richtete er sich auf und sog mit vollen Zügen die frische Luft ein. Der Mond erleuchtete die Nacht mit seinem milden Licht. Die ruhige Wasseroberfläche hob sich silbergrau von den Bäumen dahinter ab. Es war ein traumhaft schöner Anblick, der die Fantasie anregte.

Die Lichtung zwischen der Rindenhütte und dem Fluss schien lebendig zu werden. Das Unkraut war nicht länger Unkraut, sondern wurde zu einem dunkelgrünen Samtteppich, der die Erde bedeckte. Die Baumstümpfe wurden zu kleinen, geheimnisvollen Männchen, die auf diesem Teppich kauerten. Die verkohlten Überreste der niedergebrannten Häuser sahen nicht mehr so hässlich aus, sondern erschienen wie bizarre Bäume und Büsche.

Unschlüssig stand George da.

Die stämmigen Männer schienen George anzustarren und zu fragen, was er jetzt wohl tun würde.

Plötzlich bewegte sich einer der Männer. George trat in die Dunkelheit des Eingangs zurück. *Wie ein brauner Schatten*, schoss es ihm durch den Kopf. Der Junge bahnte sich einen Weg durch das Unkraut direkt auf ihn zu.

George hielt den Atem an und wartete gespannt. Es kostete ihn viel Überwindung, nicht auf den Jungen zuzurennen. Seine Spannung steigerte sich immer mehr.

Brauner Schatten kam näher. Noch fünfzehn Meter, noch zehn ... fünf ... drei ...

Da entdeckte der Junge ihn, fuhr zusammen und drehte sich blitzschnell um.

»Halt!«, rief George, sprang vor und schlang seine Arme um den hageren Körper.

Mit scharfen Zähnen riss der Junge an Georges Lederjacke. Er brüllte wie am Spieß und versuchte verzweifelt, George mit gekrallten Fingern die Augen auszukratzen. Dann traf George ein Schlag in die Magengrube.

Doch plötzlich, wie schon einmal, schienen den Jungen die Kräfte zu verlassen. Er gab den Widerstand auf.

»Jetzt habe ich dich, Brauner Schatten!«, triumphierte George.

Noch einmal wehrte sich der Indianer, packte nach Georges Haaren und riss und zerrte daran. Aber George drückte ihm rasch wieder die Hände herunter.

»Das Beste wird sein, du bekommst erst gar keine Gelegenheit mehr zum Weglaufen.« Damit legte er den Jungen auf den Boden und hielt ihn vorsichtig fest. Dann wand er sich den Lederriemen vom Leib, band damit die Hände des Jungen zusammen und schlang das übrig gebliebene Ende des Riemens um das knochige Fußgelenk. »Das wär's! Jetzt gibt es keine Extratouren mehr!«

Der Weg zum Kanu nahm einige Zeit in Anspruch. Als George schließlich dort ankam, war er todmüde. Er machte Feuer, sammelte ausreichend Brennholz für die Nacht und breitete die Decken aus. Mit einem seiner Hemden deckte er den Jungen zu. Das Hemd war so groß, dass es dem Jungen bis an die Knie ging. Dann legte sich George hin, um zu schlafen. Anfangs behielt er den Jungen im Auge und legte eine Hand auf seine hagere Schulter. Der Gestank war aber so fürchterlich, dass er sich bald auf die andere Seite drehte und sofort einschlief.

Nach einiger Zeit erwachte er wieder und bemerkte, dass sich sein Gefangener vorsichtig bewegte. »He, du Gauner!«, rief er. Der Junge hatte den Riemen an den Handgelenken durchgebissen und wollte gerade die Füße befreien.

George richtete sich auf und sofort stieß ihm der kleine Wilde seine zusammengebundenen Füße in die Seite. Dann versuchte er wegzukrabbeln.

»O nein, so nicht!«, rief George. »Ich bin fest entschlossen, dich mitzunehmen.« Er band dem Jungen die Hände auf dem Rücken zusammen – zwar nicht so, dass es ihm wehtat, aber doch eben fest genug.

Schließlich legte er sich widerwillig dicht neben den Jungen, die linke Hand auf dessen Schulter.

Allmählich dämmerte der Morgen. Strahlend ging die Sonne auf. George schoss zum Frühstück zwei Eichhörnchen und briet das Fleisch. Als es fertig war, nahm er ein Stück in die Hand und hielt es dem Jungen hin. Der schnappte zu und grub seine scharfen Zähne in Georges Daumen.

»Au!«, schrie George erschrocken. Das Blut tropfte aus der Wunde. »Ich glaube, du hast mehr von einem Tier als von einem Menschen.«

Er wusch die Wunde aus, spießte anschließend ein Stück Fleisch auf das Ende eines schmalen Stocks und hielt es Brauner Schatten hin.

Zunächst wollte dieser nicht zugreifen, doch schließlich siegte der Hunger und er begann zu essen.

Er aß, bis der größte Teil des Eichhörnchenfleisches und ein großes Stück Maisbrot verzehrt waren.

Nach dem Frühstück ließ George das Boot zu Wasser und stieß ab. Er hoffte, dies würde nun der letzte Teil seiner Reise sein. Dann band er den Indianer los.

»Ich will dich nicht wie einen Hund an der Leine halten. Wenn du dich ruhig verhältst, wirst du nicht mehr gefesselt.«

Der Junge kauerte sich niedergeschlagen in eine Ecke des Bootes.

George hielt auf die Flussmitte zu und ruderte mit kräftigen und regelmäßigen Zügen. Die Sonne schien hell und warm. Gegen Mittag wurde er schläfrig. Er gab sich Mühe, gegen die Müdigkeit anzukämpfen, denn er wollte so schnell wie möglich vorwärtskommen, aber die Anstrengungen des gestrigen Tages waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Er warf einen Blick auf seinen Gefangenen. Der Kopf des Jungen war vornübergebeugt, die Haare hingen ihm wirr ins Gesicht.

George holte das Paddel ein und ruhte sich einige Augenblicke aus.

Der Kopf des Indianers fiel auf die Seite, seine Augen waren geschlossen: Er schlief.

George gähnte und reckte sich, und plötzlich sank sein Kinn auf die Brust und er fiel in einen leichten Schlaf.

Auf einmal schwankte das Boot und George hörte ein Platschen. Erschreckt hob er den Kopf, öffnete die Augen und sah Brauner Schatten auf das Ufer zuschwimmen. Georges Hemd hatte er im Kanu zurückgelassen.

George ergriff das Paddel und jagte dem schwimmenden Jungen nach.

»Einen Schatten zu fangen, ist schwer, aber ihn festzuhalten, ist mindestens genauso schwer.« Während George dies sagte, war er bis auf etwa einen Meter an den Jungen herangekommen. Er nahm das Paddel in die linke Hand und versuchte, mit der rechten die schwarzen Haare zu greifen. Doch bevor er dazu kam, tauchte der Junge unter.

Zunächst dachte George, der Kerl würde ertrinken, aber da tauchten die schwarzen Haare drei Meter stromabwärts wieder auf. Das Kanu trieb dicht an ihn heran. George beugte sich vor, aber der Junge tauchte unter dem Boot hindurch.

»Wenn ich nicht aufpasse, entkommt er mir noch!«, stöhnte George und folgte dem Jungen, der inzwischen wieder näher ans Ufer gekommen war.

Dem jungen Indianer wurde die Luft knapp. George lenkte das Boot so, dass es sich zwischen dem Ufer und dem Ausreißer befand. »Was willst du jetzt machen?«, fragte er mit leiser Stimme.

Der Junge drehte sich und schwamm wieder auf die Flussmitte zu. Die Strömung war dort stärker und trug ihn flussabwärts. Doch rasch ließen seine Kräfte nach. Er rang nach Luft und begann, Wasser zu schlucken.

»Langsam wirst du müde. Jetzt kann ich dich wieder auffischen!« George ließ sich herantreiben.

Wieder versuchte der Junge, zu fliehen, aber seine Arme und Beine bewegten sich nur noch schwach unter dem Wasser. Schließlich tauchte sein Kopf auf und George konnte ihn packen. Er ließ sich hängen und gab allen Widerstand auf.

Mit einer Hand steuerte George das Boot zum Ufer, während er mit der anderen den Indianer hinter sich herzog. Als er das seichte Wasser erreichte, sprang er aus dem Boot. Ohne Widerstand ließ sich der Junge hochheben und ins Boot legen. Er stieß einen Seufzer aus, schloss die Augen und schlief sofort ein.

George band ihm lose die Hände und Füße zusammen und deckte seinen Körper mit einer Wolldecke zu. »Wie lange brauchst du wohl noch, bis du endlich begreifst, dass ich dein Freund bin? Ich will für dich sorgen, dir zu essen und Kleidung geben, will dir etwas beibringen und – wenn du es zulässt – dich lieb haben. Doch selbst wenn du es nicht willst, werde ich dich lieb haben.«

George setzte seine Fahrt fort. Er schoss zwei Enten, briet sie und bereitete wieder kleine Maisbrote zu. Nach dem Essen ging es wieder weiter. Sein Gefangener saß vorne im Kanu und ruhte sich aus.

George versuchte, mit ihm zu reden. »Wer bist du, mein Junge? Wie heißt du? Wo ist deine Mutter, wo dein Vater?«

Doch Brauner Schatten regte sich nicht.

George sprach weiter mit ihm: »Ich will dir etwas von mir erzählen. Ich heiße George Lockan und komme aus Albany. Mein Vater und meine Mutter haben dort eine Bäckerei. Natürlich hilft meine Schwester auch mit. Mein Vater hat seinem Land gedient. Im letzten Jahr schlich er sich hinter die englischen Linien, um Informationen für die Siedler im Westen zu sammeln. Im Frühjahr wollte er zurückkehren, um für uns ein Haus zu bauen, aber dann blieb er doch dort, um das Kriegsende abzuwarten.«

George unterbrach sich einen Moment und fuhr dann fort: »Und ich bin auf dem Weg zu meinen Freunden. Fünf warten auf mich. Da ist einmal Carl Ives. Er kennt sich in den Wäldern aus, schließlich war er jahrelang Scout. Er kann auch noch vieles anderes. Er war Händler – Pelze und dergleichen – und auch schon Landvermesser. Außerdem baut er Hütten. Aber – was noch viel wichtiger ist –: Er ist ein Christ.

Als ich ihn das erste Mal sah, bemerkte ich, dass er Adlerflügel in die Spitzen seiner Mokassins eingearbeitet hatte. Diese sollten ihn immer an einen Bibelvers erinnern, nämlich an Jesaja 40,31: »... aber die auf den Herrn

hoffen, gewinnen neue Kraft, sie heben die Schwingen empor wie die Adler, sie laufen und ermatten nicht, sie gehen und ermüden nicht.« Wenn er traurig oder enttäuscht war, sollten ihn diese Adlerflügel daran erinnern, allein auf Gott zu vertrauen. Ich habe das inzwischen auch begriffen.«

George ließ das Kanu treiben, während er über all das nachdachte. »Ich weiß jetzt auch, dass es nichts Wichtigeres im Leben gibt, als Jesus als seinen persönlichen Retter zu haben. Alles, was man aufbaut, fällt eines Tages wieder zusammen. Alles, was man sagt, erreicht ein paar Ohren und verklingt dann wieder. Und alles, was man im Leben aufhäuft, muss man eines Tages zurücklassen.

Mr Watson hat einmal gesagt – er ist auch einer meiner Freunde, er und seine Frau und Pam, ihre kleine Tochter. Also, Mr Watson hat einmal gesagt: »Ein Christ hat nur eine Aufgabe auf der Welt: andere Menschen zum Herrn Jesus Christus zu führen. Das allein bedeutet, sich Schätze im Himmel zu sammeln.« Und das möchte ich auch bei dir tun, mein Freund.«

Die nächsten zehn Minuten ruderte er still weiter.

Vieles bewegte ihn. Er dachte an Mrs Watson und die kleine Pam. Sicher hatte sich Pam in der Zwischenzeit sehr verändert; sie war jetzt wohl eher ein kleines Mädchen als ein Baby.

Dann erzählte er weiter: »Da ist noch jemand, den ich bisher nicht erwähnt habe.« Es kam ihm etwas komisch vor, mit jemandem zu sprechen, der kein Wort verstehen konnte, aber durch das Sprechen sollte die Zeit schneller vergehen. »Und dieser Jemand ist ein Mädchen.« George merkte, wie er rot wurde.

Um seine Verlegenheit zu verbergen, ruderte er kräftiger, sodass die Wellen, die das Boot erzeugte, kleine weiße Schaumkronen bekamen und plätschernd ans Ufer schlugen.

»Sie heißt Maud.« George lachte verlegen. »Ich bin wirklich froh, dass du nicht verstehst, was ich dir vorquatsche! Ich habe das Mädchen wirklich gern. Sie ist siebzehn, ein Jahr jünger als ich. Und sie ist größer als die meisten Mädchen: Sie reicht mir fast bis an die Schultern. Außerdem ist sie viel hübscher als alle anderen Mädchen. Ihr Haar leuchtet honiggolden in der Sonne und sie hat blaue, tiefblaue Augen.«

George hatte den Indianerjungen völlig vergessen. Er versuchte, alle seine Gedanken und Träume in Worte zu fassen. »Sie ist kraftvoll und – mutig. Ja, das ist sie: mutig! Einmal wurde sie von Indianern gefangen genommen. Ich jagte ihnen nach. Es war nicht so einfach, aber mit Gottes Hilfe konnte ich sie befreien. Aber es war Schnee gefallen, und deshalb konnte uns ein Indianer folgen und

uns einholen. Er hätte mich sicher getötet, aber da fand Maud einen Knüppel und schlug ihn nieder. Er war nicht zu schwer verletzt, aber wir konnten entkommen.«

George war überrascht, wie sehr ihn das alles beschäftigte. Er dachte an dieses Mädchen, das er bald sehen würde. »Nie habe ich gewagt, das alles auszusprechen, obwohl es mir immer im Kopf herumgeht.« Er erinnerte sich, wie ihre Hand in der seinen gelegen hatte, als sie nach der Flucht vor den Indianern wieder nach Hause zurückgekehrt waren. Ihre Hand war kraftvoll und doch zugleich warm und weich gewesen.

»Ich habe sie gern!«, brach es aus ihm heraus. »Ich-ich ...« Er konnte nicht in Worte fassen, was er eigentlich sagen wollte.

Die Vorfreude stieg. Einige Kilometer lang paddelte er mit aller Kraft.

Plötzlich sah er am linken Flusssufer ein Feld. Es war zwar abgeerntet, aber man konnte noch erkennen, dass es ein Maisfeld gewesen war.

»Hey, Brauner Schatten! Jetzt sind wir bald da. Bald sind wir in Greenfield!« Die Erwartung übertrug sich auf Arme und Handgelenke, und er ruderte wie wild den Fluss hinunter.

»Da, wieder ein Feld! Diesmal ist es ein Weizenfeld. Der Weizen ist fast reif. Und guck mal da! Frisch geschlagene

Zaunpfähle.« George hob den Kopf und hielt die Nase in den Wind. »Es riecht nach Rauch von einem Holzfeuer. Jetzt kann es wirklich nicht mehr weit sein.«

Allmählich wurde der Geruch stärker. Rhythmische Schläge klangen zu ihm herüber. »Das ist wie Musik in meinen Ohren, Junge. Da werden Bäume gefällt!«

Bald darauf gab es noch mehr zu sehen. »Da, zwei Kühe! Und sieh da! Ein Pferd! Und ...«

George kam nicht weiter mit seiner Aufzählung. Ein Schuss krachte. Die Kugel schlug nur knapp zwanzig Zentimeter neben dem Boot ins Wasser. Ein Hund kämpfte sich durch das Buschwerk am Ufer und lief auf und ab, wobei er wütend bellte. Hinter ihm erschien ein Mann, der im Vorwärtsstolpern sein Gewehr neu lud.

Dieser Überfall kam so plötzlich und überraschend, dass George zunächst gar nicht begriff, was der Mann wollte. Er beobachtete, wie sich dieser hinkniete und bedächtig zielte. Ein Blitz, ein Knall, und die Kugel traf das Boot nur wenige Zentimeter von der Stelle entfernt, wo George saß.

»Hallo!«, rief George und begriff plötzlich. »Halt! Ich bin ein Freund und kein Feind. Nicht schießen!«

Die Strömung trug das Kanu weiter flussabwärts. Der Mann arbeitete sich unbeholfen durch das Buschwerk am Ufer, während er erneut lud.

Der Hund bellte wie verrückt. Er raste in dem seichten Wasser wild hin und her.

»Hey!«, rief George noch einmal. »Nicht schießen! Ich will mit Ihnen reden.«

Währenddessen hatte sich der Mann wieder hingekniet und zielte. Er zögerte einen Augenblick, dann stand er auf, die Waffe im Anschlag. »Dreh sofort um und komm hierher! Aber denk dran: Ich habe dich im Visier. Nur eine falsche Bewegung – und ich drücke ab. Ein drittes Mal schieße ich nicht daneben!«, schrie er.

George hörte einen Augenblick auf zu rudern und überlegte, ob er davonjagen sollte. Aber er befand sich auf dem offenen Wasser und hatte absolut keine Deckung. Er wusste, dass er keine Chance hatte.

»Ich zähle bis drei. Wenn du dann nicht gedreht hast und hierher kommst, dann ...« Der Kerl kniete sich erneut ins Gras und legte das Gewehr an. »Eins ... zwei ...«

George drehte das Kanu und ruderte auf den Mann zu, hielt sich aber immer etwa sechs Meter vom Ufer entfernt.

Der Mann staunte nicht schlecht. »Du bist ja ein Weißer! Ich dachte, du wärst ein Indianer. Schließlich siehst du genauso wie ein Indianer aus: schwarze Haare, dunkle Hautfarbe, Lederkleidung, Indianerkanu ...« Er war etwas verlegen. »Ich dachte, du wärst ein Indianer, dabei bist

du ein Weißer.« Der Mann starrte mit glasigen Augen auf George. Dann aber fiel sein Blick auf den Indianerjungen. Bewegung kam in das fleckige, aufgedunsene Gesicht. »Aber das ist ein Indianer! Er ist wirklich ein Indianer!«, rief er aufgebracht. »Mit dem gebe ich mich nicht lange ab. Der muss dran glauben!«

George drehte das Boot, sodass er mit seinem Körper den Jungen verdeckte. Über die Schulter rief er dem Mann zu: »Seien Sie vernünftig! Er ist zwar ein Indianer, aber er ist nur ein Junge. Außerdem ist er gefesselt und hat weder ein Gewehr noch einen Bogen, noch ein Messer. Er kann nichts tun!«

»Aber er ist ein Indianer!«, brüllte der Mann, spuckte aus und kam herangestolpert. »Mit solchen Bestien gebe ich mich nicht lange ab. Mach, dass du aus der Schusslinie kommst! Wenn nicht, dann erschieße ich euch beide, denn wer ein Freund der Indianer ist, kann nicht mein Freund sein.«

HÄNGT IHN AUF!

George stemmte das Paddel in den schlammigen Flussgrund und hielt so das Boot auf der Stelle. »Bevor Sie ihn töten können, müssen Sie mich erschießen. Geben Sie mir Ihr Wort, dass ihm nichts geschieht, dann komme ich an Land – sonst nicht!« Georges Stimme zitterte.

Der Mann zögerte, während der Hund im Wasser herumsprang. Auf dem Rücken sträubte sich sein gelblich-braunes Fell, und weiße Flecken wurden am Hals sichtbar.

»Hierher mit dem Boot!«, brüllte der Mann und zeigte mit seinem Gewehr auf eine Stelle am Ufer.

»Geben Sie mir zuerst Ihr Wort!«, rief George mit lauter Stimme zurück, um das Gebell des Hundes zu übertönen.

Der Indianerjunge duckte sich auf den Boden des Kanus; seine Augen waren vor Furcht weit aufgerissen.

George rief dem Mann noch einmal mit großer Entschlossenheit zu: »Ich werde an Land kommen und wir können in Ruhe miteinander sprechen, vorausgesetzt, ich habe Ihr Wort, dass Sie meinen Gefangenen in Ruhe lassen.«

»Meinetwegen«, brummte der Mann widerwillig. »Du hast mein Wort.«

»Dann rufen Sie den Hund zurück und ich komme.«

Ohne Rücksicht auf seine Schuhe machte der Mann einen Schritt ins Wasser und wollte dem Hund einen Tritt verpassen. Der wich aber aus und heulte auf. Ein zweiter Tritt traf das Hinterteil des Hundes, worauf er jaulend ans Ufer zurücksprang und sich mit eingezogenem Schwanz durch die Büsche davonmachte.

»Jetzt hast du mein Wort. Komm her und lass dich ansehen!«, befahl der Mann.

Er war ein schwerfälliger Koloss. Sein roter Nacken bestand aus Fettwülsten. Das Hemd, das er trug, war viel zu klein und wurde von nur einem Knopf zusammengehalten, der seiner Aufgabe wohl bald nicht mehr gewachsen war. Am Kinn hatte er mehr Haare als auf dem Kopf. Nur über den Ohren und hinunter bis zum Nacken fand sich ein Kranz von grauen Haaren von derselben Farbe wie sein schmutziger Schnurrbart. Seine dicken Hände, mit denen er das Gewehr hielt, zitterten. Doch besonders seine Augen zogen Georges Aufmerksamkeit auf sich. Sie waren hellbraun und hatten einen wässrigen, glasigen Ausdruck. Der Mann war ziemlich angetrunken. Man konnte es riechen. Auch sah man es an seiner knolligen Nase; sie war rot und blähte sich bei jedem Atemzug auf.

George war angewidert. »Ein Mann, der so betrunken ist wie Sie, sollte vorsichtiger mit seinem Gewehr umgehen.«

Der Mann schnaufte ärgerlich. »Halt's Maul, sonst geht's dir dreckig!«

George sah, dass der Gewehrlauf ständig auf seinen Kopf gerichtet war. Die wässrigen Augen funkelten und Speichel rann dem Mann aus den Mundwinkeln. In seinem angetrunkenen Zustand war er zu allem fähig.

George machte das Kanu am Ufer fest und ging auf den Mann zu. *Das Beste wird sein, ich tue, was er von mir will*, ging es ihm durch den Kopf.

»Bist du auch wirklich kein Indianer?« Der Mann trat dicht an George heran und betrachtete ihn kritisch. »Du siehst aber genauso aus.«

»Ich bin aber keiner!«, versicherte ihm George, hob den Indianerjungen auf und hielt ihn fest in den Armen. »Sie haben mir Ihr Wort gegeben, dass Sie ihm nichts tun. Er gehört zu mir.« Er stieg die Uferböschung hinauf.

Da bewegte sich etwas im Gras. Der Hund fuhr mit gefletschten Zähnen und angelegten Ohren auf ihn los und knurrte wütend.

Erschrocken sprang George ins seichte Wasser zurück.

Der Mann jagte den Hund wieder ins Gebüsch. »Du bist wohl fremd hier, was? Wo kommst du her? Wo willst du hin? Und was hast du vor?«

»Ja, ich bin hier fremd. Ich komme aus Albany und bin auf dem Weg zu Carl Ives.«

Das half. Auf einmal war der Kerl wie ausgewechselt und senkte den Gewehrlauf. »Du kennst Carl Ives?«

»Ja, ich kenne ihn gut.«

»Warum hast du das nicht sofort gesagt?«

»Sie haben mir ja nicht die Gelegenheit dazu gegeben«, erwiderte George.

Der Mann war ziemlich bekümmert. »Greenfield«, murmelte er, »ist etwa zwei Kilometer weiter nach Süden. Du hättest mir sagen sollen, dass du Carl kennst. Ich hätte dich anders behandelt, wenn ich das gewusst hätte.« Er hatte so viel getrunken, dass ihm das Sprechen Mühe machte. »Du wirst denen doch nichts erzählen? Ich gebe zu, dass ich einen Fehler gemacht habe. Bring den Jungen ins Boot zurück und mach dich auf den Weg. Sag Carl Ives, du hättest den alten Duncan Dant am Fluss getroffen und er habe dich herzlich begrüßt.«

»Wenn ich das sagen sollte, müsste ich ja die Wahrheit nicht schlecht verdrehen«, wandte George ein. »Es wird schwierig sein, das Loch in meinem Kanu und Ihre Drohungen zu erklären.«

»Dann verdrehe eben die Wahrheit, mein Freund! Eines Tages werde ich's dir vergelten. Der alte Duncan Dant vergisst es nie, wenn man ihm einen Gefallen tut.« Damit machte er kehrt und schwankte dem Gebüsch zu. Dann rief er noch über die Schulter zurück: »Denk

dran, Carl Ives zu sagen, dass ich dich anständig begrüßt habe!« Damit verschwand er.

George atmete erleichtert auf, bestieg das Kanu und setzte seinen Weg flussabwärts fort.

»Wenn ich wüsste, dass die anderen Leute von Greenfield auch so gegen die Indianer eingestellt sind wie dieser Kerl, würde ich sofort umkehren, mein Junge. Ich bin wirklich froh, dass Carl hier wohnt, sonst würde es uns ›dreckig gehen‹, wie mein guter Freund Duncan Dant sagte. Ich sage dir, was wir jetzt tun: Wir gehen auf Nummer sicher. Wir werden nicht einfach hinrudern und sagen: ›Hallo, da sind wir!‹, sondern werden ein bisschen spionieren.«

Das Westufer des Flusses war von Weidenbäumen gesäumt, deren Zweige bis über das Wasser hingen. An manchen Stellen berührten sie die Wasseroberfläche.

George paddelte auf diese Zweige zu und setzte in ihrem Schutz seinen Weg fort. Das war gar nicht einfach, denn im Wasser waren viele Hindernisse zu überwinden. Einige Male musste er aussteigen, um das Kanu über umgefallene Baumstämme zu heben.

Nach etwa vierhundert Metern hörten die Zweige plötzlich auf. Der Wald war gerodet worden und man hatte Mais angepflanzt. Die erste Reihe stand direkt am Wasser.

George legte am Ufer an, überprüfte die Fesseln seines Gefangenen und ließ ihn dann auf einer Decke im Schatten der Bäume zurück.

Er kroch durch das Maisfeld bis zu einer Stelle, von wo aus er den Ort überblicken konnte.

Er hatte schon viele Städtchen in der Wildnis gesehen. Sie waren alle nicht schön, aber Greenfield war bei Weitem das hässlichste, das er je gesehen hatte. Die Bäume hatte man gefällt, die Baumstümpfe jedoch stehen lassen. Die Zwischenräume nutzten die Einwohner als Ackerland: Roggen, Weizen, Zwiebeln, Mais und Kartoffeln waren angebaut worden. An den Baumstümpfen rankten sich Kürbis- und Gurkenpflanzen empor.

Die Häuser drängten sich zu beiden Seiten einer Straße, die am Fluss begann und zu einem bewaldeten Hügel führte. Mit einer Ausnahme waren alle Häuser Blockhütten, die mit gelbem Lehm verfugt worden waren. Offenbar hatte man es eilig gehabt und auf Komfort und Schönheit keinen Wert gelegt. Nur einige Dächer waren mit Schindeln gedeckt, die meisten jedoch nur mit Stroh, zwischen dem bereits Gras hervorwuchs.

Um die Scheunen war es noch schlechter bestellt. Sie waren klein, ohne Fenster und zum Teil aus Baumrinde wie die Hütten der Indianer.

Ein Haus fiel aus dem Rahmen, obwohl es genauso

hässlich wie die anderen war. Man hatte es aus unbehauenen Steinen aufgebaut, deshalb sah es stabiler aus. Es hatte zwei Stockwerke und war ungleich größer als die übrigen Häuser.

George konnte kein Fenster im ersten Stock entdecken, dafür aber hier und da schmale Schlitz im Mauerwerk. Sie waren gerade so groß, dass man ein Gewehr hindurchstecken konnte, um angreifende Feinde abzuwehren. Der zweite Stock hatte schmale Fenster, die fast alle von dünnen Tierfellen abgedichtet waren. Nur zwei Fenster hatten Glasscheiben, die die Nachmittags-sonne reflektierten.

In der Nähe des Eingangs standen einige Bänke. Auf einer hielt ein Mann ein Nickerchen. Aus der geöffneten Doppeltür drang fernes Stimmengewirr. Vor dem Haus standen vier etwa einen Meter hohe Pfähle. An einem war ein Ochsespann festgebunden; der dazugehörige Leiterwagen war groß und schwer und hatte Holzräder. An die anderen Pfähle waren Pferde gebunden. Auch sie waren keine Schönheiten, sondern schmal und gedrungen. Sie standen da mit gesenkten Köpfen, als ob sie schliefen, doch ihre Schweife, Hufe und Flanken waren ständig in Bewegung.

Die Straßendecke bestand aus demselben gelben Lehm, den man beim Häuserbau benutzt hatte. Sie war aber

nicht fest geworden, was sie wohl eigentlich sollte. Überall wurden gelbe Staubwolken aufgewirbelt, besonders von den Pferden, aber sogar auch von den Hühnern, die nach Futter suchten. Selbst die Dächer der Häuser waren mit einer dicken, gelben Staubschicht überzogen. Die Straße war auch nicht regenfest. George sah drei große Löcher, und in jedem suhlten sich zufrieden grunzende Schweine.

Am Ufer war ein notdürftiger Anlegeplatz zu sehen, an dem Boote, Kanus und Flöße festgemacht waren.

Fast vor jedem Haus spielten Kinder. Eine Frau hatte unter einem Baum ein Spinnrad aufgestellt und arbeitete träge.

Hammerschläge auf einem Amboss klangen aus einem Haus herüber. Das musste die Schmiede sein. Den rhythmischen Schlägen nach zu urteilen, musste der Schmied ein kraftvoller Mann sein.

Noch andere Geräusche waren zu hören. Da krähte ein Hahn. Dort zog ein Ochsengespann einen Wagen, dessen Räder dringend geölt werden mussten, über die holprige Straße. George hörte Menschen miteinander reden, Schweine grunzten, Hühner gackerten und Hunde bellten.

Aber es gab nicht nur viel zu sehen und zu hören, sondern auch zu riechen. Die leichte Sommerluft war voller Gerüche. Da war einmal der Duft von frisch gebackenem

Brot, aber auch der Gestank der Schweine. Aus der Schmiede roch es unangenehm nach verbrannten Pferdehaaren. Und über allem lagen alle möglichen Kochdünste.

Schließlich stieg George noch ein besonderer Geruch in die Nase. Er wusste nicht gleich, was es war. Erst als ein Mann aus dem Eingang des Steinhauses stolperte und sich unbeholfen auf eine Bank fallen ließ, wusste George Bescheid. »Rum! Das ist es! In dem Haus muss die Kneipe sein!« Er rümpfte die Nase. »Überall da, wo Männer sind, ist Rum; und wo Rum ist, da gibt's Ärger.« Er dachte an das geschwollene Gesicht von Duncan Dant.

George schaute in eine andere Richtung. Am oberen Ende der Straße entdeckte er noch mehr Häuser, von denen einige in den Wald hineingebaut waren.

Zwanzig Minuten lang beobachtete er das Treiben im Städtchen. Es schien ziemlich gemütlich zuzugehen hier, aber er fand es doch interessant.

Was mache ich nun?, überlegte George. *Hier kann ich schließlich nicht stehen bleiben. Das Beste wird sein, ich mache mich noch vor Einbruch der Nacht auf den Weg.*

Während er das Städtchen beobachtet hatte, waren drei Jungen zum Fluss hinuntergegangen, wobei sie wieder eine Staubwolke aufwirbelten. Sie trugen Angelruten auf den Schultern und einer dazu noch eine kleine Holzkiste, in der offenbar die Köder waren. An der Anlege-

stelle angekommen, ließen sie die Beine über den Rand baumeln und fingen an zu angeln.

George bahnte sich den Weg durch das Maisfeld zurück zu seinem versteckten Kanu. Dort setzte er den Indianerjungen behutsam auf den Boden des Bootes, stieß ab und fuhr durch die dichten Weidenzweige zum Anlegeplatz.

»Hey, Jungs!«, rief George den Jungen dort freundlich zu. »Kennt einer von euch Carl Ives?«

Die drei nickten, und einer rief: »Na klar!« Dann fragte er sehr erstaunt: »Was hast du denn da im Kanu? Sieht ja aus wie ein richtiger Indianer!«

»Ja, es ist ein kleiner Indianerjunge.« Das Kanu trieb näher heran.

»Der ist ja gefesselt!«, bemerkte ein anderer. »Wieso denn?«

George lachte. »Er wollte weglaufen und ich wollte ihn festhalten, das ist alles!«

»Was willst du denn mit ihm machen?«

»Ich möchte, dass er mein Freund wird.«

»Ach, wer will denn schon einen Indianer als Freund haben? Die Rothäute sind doch alle Schurken. Bei passender Gelegenheit jagen sie jedem ein Messer in den Rücken.«

»Wenn du einen Indianer erst mal richtig kennlernst«, entgegnete George, »dann merkst du, dass er sich gar nicht so sehr von anderen Menschen unterscheidet.«

Er hielt sein Boot mit leichten Ruderbewegungen längs der Anlegestelle.

Ein Junge sprang hinein, kniete sich hin und betrachtete den Indianer genau. Plötzlich verzog er das Gesicht. »Puh, der stinkt ja abscheulich!«

Die anderen Jungen sprangen nun auch in das Boot und beschnupperten ihn neugierig.

»Ja, er riecht tatsächlich etwas«, bestätigte George.

»Etwas? Der stinkt ja schlimmer als unser Hund, und der stinkt schon mächtig!«

»Ist er auch wirklich richtig gefesselt? Ich möchte nicht erleben, dass er sich befreit und plötzlich ein Messer zieht.«

»Der ist ja schrecklich mager.« Der Junge roch noch einmal und stellte fest: »Seine Haare stinken so!«

Schließlich meinte einer der Jungen: »Ich habe immer Angst vor den Indianern gehabt, aber vor dem da hätte ich keine Angst, selbst wenn er frei wäre. Der ist ja nur eine halbe Portion, nur Haut und Knochen.«

»Hört mal her«, unterbrach George die Kommentare der Jungen, »ihr habt doch gesagt, ihr kennt Carl Ives. Wärt ihr so nett und würdet ihm sagen, dass George Lockan angekommen ist?«

Bereitwillig kletterten die Jungen wieder auf den Landesteg hinauf und rannten davon.

Als sie an der Kneipe vorbeikamen, rief einer von ihnen zwei Männern, die gerade herauskamen, zu: »Da ist eben ein Mann in einem Kanu angekommen. Ein Fremder! Und er hat einen Indianer bei sich!«

Die zwei Männer kamen zum Landesteg und schauten hinunter. Einer der beiden drehte sich um und rief einem anderen, der am Eingang der Kneipe stand, zu: »Hey, Jeff, sag den anderen, sie sollen einen Augenblick herkommen. Wir haben Besuch!«

Stimmen wurden laut. Männer kamen aus der Kneipe, einige Jungen liefen herbei und schließlich auch ein paar Frauen. Bald war eine stattliche Anzahl zusammen und musterte George neugierig.

Einer der Männer grölte unüberhörbar: »Ein gefesselter Indianer ist ein guter Indianer, aber ein toter Indianer ist noch besser.« Zustimmendes Gelächter folgte.

Ein anderer Mann beugte sich vor und fragte: »Wo hast du denn den geschnappt, mein Junge?«

»Ein Stück weiter flussaufwärts«, erwiderte George.

»In dem abgebrannten Dorf?«

»Ich glaube schon. Fast alle Hütten waren niedergebrannt.«

»Ja, richtig! Und was hast du mit dem anderen Indianer gemacht, mit dem großen, mit Takoma? Hast du den getötet? Hast du ihn erschossen?«

»Ich habe keinen anderen Indianer gesehen. Wen meinen Sie?«, entgegnete George erstaunt.

»Da waren doch zwei. Der kleine hier und ein großer. Takoma heißt er. Sieht ziemlich fies aus.«

»Sie waren immer zusammen«, warf ein anderer ein. »Der kleine war mit Takoma zusammen, als der im Frühjahr den alten Ruthland umgebracht hat.«

Wieder jemand anders sagte: »Wohl ein Dutzend Mal haben wir versucht, sie zu fangen, aber immer sind sie uns entkommen.«

»Hast du nichts von dem Großen gesehen?«

»Nein, Sir«, antwortete George. »Alles, was ich gesehen habe, ist dieser halb verhungerte Kerl.«

»Schade, dass er nicht ganz verhungert ist, dann wären wir ihn los gewesen.«

»Junge, du hast doch ein Gewehr im Kanu. Warum hast du dir die Mühe gemacht, ihn zu fangen? Das hättest du doch einfacher haben können.«

George spürte, dass irgendwie Feindseligkeit in der Luft lag. »Ich wollte ihn lebend fangen. Er ist nur ein kleiner Junge und hat sicherlich noch niemandem etwas getan.«

Der gleiche Mann fuhr fort: »Kleine Indianerjungen wachsen heran und werden später große Krieger. Jetzt tust du ihm einen Gefallen, mein Junge, und dann wächst

er heran, und später nimmt er dir zum Dank für deine Mühe den Skalp. Weißt du was? Wir wollen dir einen Dienst erweisen und dich entlasten.«

Da tauchte noch ein Mann auf und stieß zu der Menge. Es war Duncan Dant. Einige Augenblicke hörte er der Unterhaltung zu, schaute auf George, beobachtete die Menge und betrachtete schließlich den gefesselten Indianer. Als er sich einen Überblick über die ganze Situation verschafft hatte, erhob er seine Stimme. »Ich glaube, der Kerl besitzt die Unverschämtheit, uns einen Indianer in die Stadt zu bringen und dann auch noch zu verlangen, dass wir den akzeptieren!«

Der Mann, der Jeff hieß, fragte: »Willst du länger hierbleiben?«

»Ja«, erwiderte George, »das habe ich vor.«

»Wenn du hierbleiben willst, musst du den zuerst loswerden!«, brüllte Duncan Dant mit seiner heiseren Stimme. Er hatte die Stimmung in der Menge genau erkannt und wollte daraus Kapital schlagen.

»Kommt gar nicht infrage!«, rief George bestimmt.

Jeff, ein dunkelhäutiger Mann mit großem Bart, drehte sich zu Dant um. »He, Dant, hol Tildie Ruthland her. Sie wird sich dafür interessieren, wer da angekommen ist, und sie will bestimmt sehen, wer ihren Mann aus dem Hinterhalt überfallen hat.«

Duncan Dant schlurfte zur Kneipe, während sich die anderen angeregt über den Vorfall unterhielten.

Eine Frau mit einem Kind im Arm schaute zum Boot hinunter und sagte: »Er ist noch so jung und so mager. Der kann doch wirklich nicht viel anstellen.«

»Eine verdreckte Bestie!«, gab eine andere Frau zurück.

Als Duncan Dant mit einer dicken Frau Mitte vierzig zurückkehrte, trat Stille ein. Eine augenfällige Ähnlichkeit bestand zwischen diesen beiden: Sie hatten etwa die gleiche Statur und die gleiche Größe, beide waren ungepflegt und verdreckt, und beiden war am Gesicht abzulesen, dass sie alkoholsüchtig waren.

Die Frau trat näher und starrte auf das Kanu. Sie war wie ein Mann gekleidet. Ihre Füße steckten in Männerstiefeln, die nur halb zugeschnürt waren, und die Zungen hingen heraus. Auf dem Kopf trug sie einen großen Männerhut, unter dem schmutzige, graue, ungekämmte Haare sichtbar wurden. Sie hatte kaum noch Zähne. Die wenigen verbliebenen waren braun und fleckig.

Sie warf einen Blick auf Georges Gefangenen und lachte höhnisch. Die Hände hatte sie in die Seite gestemmt und spuckte aus. Ihr Unterkiefer schob sich vor, dann krächzte sie: »Das ist er! Gut, dass du ihn uns gebracht

hast, mein Sohn! Takoma wäre mir zwar lieber gewesen, aber dieser Halunke ist auch nicht übel. Wir werden ihn dir abnehmen und ihn aufhängen.«

Dann brüllte sie den anderen zu: »Jeder von euch, der mir dabei hilft, kriegt Rum – so viel Rum, wie er nur trinken kann!«

»Ihr könnt machen, was ihr wollt – ich werde ihn euch nicht ausliefern!«, rief George dazwischen. »Ich habe diesen Indianerjungen gefangen, und ich werde ihn auch behalten.«

Duncan Dant rieb sich die Hände. »Ich bin dafür, dass wir sie beide hängen! Dieser Kerl da behauptet zwar immer, er sei kein Indianer, aber schaut ihn euch nur genau an – seine Hautfarbe und seine Haare!«

Ein Mann aus der Menge rief: »Dant, du bist verrückt! Der hat nicht mehr Indianerblut im Leib als du!«

Nach und nach waren immer mehr Leute zusammengekommen, dazu mindestens ein Dutzend Hunde.

Aus dem Hintergrund rief eine Stimme: »Selbst wenn der Große kein Indianer ist, so ist er doch ein Freund der Indianer. Und ein Freund der Indianer ist ein Verräter. Und einen Verräter aufzuhängen, macht mir überhaupt nichts aus! Überhaupt nichts! Beiden gehört ein Strick um den Hals!«

Jemand anderes besänftigte den Kerl. »Nun mal langsam! Das ist doch alles Unsinn! Die beiden können uns doch nicht gefährlich werden.«

»Meinen Mann umbringen! Ist das nichts?«, brüllte Tildie. »Für mich wohl. Kaltblütig umgelegt haben sie ihn! Und *der da* war dabei! Und wenn du zu einem Indianer hältst«, schrie sie George an, »dann wirst du auch wie einer behandelt.« Darauf drehte sie sich zu der Menge um und brüllte: »Ich sage: Hängt ihn auf! Und zwar sofort!«

EIN FEIGLING, UND BETRUNKEN DAZU

Plötzlich wurde es in den hinteren Reihen lebendig.

»Carl Ives kommt!«, rief jemand.

Sogleich bahnte sich ein Mann den Weg durch die Menge. Er war breit und fast einen Kopf größer als alle anderen. Er trug eine Wildlederjacke, die vorne mit einem roten Riemen zugeschnürt war. An den Schultern und am unteren Rand war die Jacke mit roten Fransen verziert. Die Kniehose und die Mokassins waren einen Ton dunkler, und vorne war auf jeden Mokassin ein Adlerflügel kunstvoll eingeritzt. Das volle schwarze Haar war im Nacken mit einer kleinen roten Schleife zusammengebunden. Seine Augen waren so schwarz wie seine Haare und funkelten nun aufgebracht.

Er stand am Rand der Anlegestelle, verschnaufte und warf einen Blick auf Tildie, auf Duncan Dant, von dort über die Menge auf das Kanu, den Indianerjungen und schließlich auf George.

»George Lockan!«, rief er überrascht und sprang mit einem Satz in das Boot. »Junge, ich dachte, du kämst nicht mehr!« Er beugte sich hinunter und schüttelte Georges Hand so lange, bis das Boot bedenklich schwankte.

»Carl«, fing George an, doch er kam nicht weiter.

»In den letzten vier Monaten habe ich jeden Tag morgens, mittags und abends den Fluss hinaufgeschaut. George, wie freue ich mich, dass du endlich gekommen bist!«

Die Menge war still geworden und beobachtete die Begrüßung mit unverhohlener Neugier.

Tildie durchbrach die Stille. »Mr Ives«, begann sie bisig, »ist das ein Freund von Ihnen?«

»Freund?« Carl explodierte fast. »Er ist mehr als ein Freund. Er ist wie ein Bruder.«

»Dann, Mr Ives«, setzte Tildie fort, »wird er ja sicher einen guten Rat von Ihnen annehmen. Sagen Sie ihm, dass wir auf keinen Fall eine Rothaut hier in Greenfield dulden werden.« Sie fing an zu kreischen. »Sagen Sie ihm, dass mein Mann im letzten Frühling von einer Rothaut umgebracht worden ist! Sagen Sie ihm, dass dieser kleine, verdreckte Indianer dort im Boot dabei war, als Takoma meinen Mann erschossen hat. Sagen Sie ihm, dass das Blut meines Mannes nach Rache schreit. Sagen Sie ihm, er soll den Indianer hergeben! Den Rest werden wir erledigen!«

Carl schaute Tildie ins Gesicht, stemmte die Hände in die Seiten und warf den Kopf zurück. »Erst denken, dann handeln, Tildie, und das gilt für jeden hier. George ist

einer von uns und sollte in dieser Stadt auch so begrüßt werden.« Er beugte sich zu Georges Gefangenem hinab, löste den Riemen, der dessen Hemd zusammenhielt, und legte seinen mageren, knochigen Brustkorb frei.

In einigen der Umstehenden regte sich das Mitleid.

»Junge, mit dem ist wirklich nicht viel los!«, stellte Carl fest.

»Ich glaube, er war am Verhungern, als ich ihn fing.«

»Hast du ihn oben in dem ausgebrannten Dorf gefangen?«

»Ja.«

»Es wird nicht leicht sein, die Leute dazu zu überreden, dass sie ihn hier dulden«, flüsterte Carl George zu. »Er war tatsächlich bei Takoma, als Tildies Mann getötet wurde. Aber wir werden es versuchen.«

Er erhob sich, stellte sich breitbeinig hin, die Arme vor der Brust verschränkt, hob das Kinn und begann mit leichtem Nachdruck: »Dieser Indianer ist so dünn wie eine Bohnenstange. Er hätte nicht einmal die Kraft, ein Gewehr zu heben, geschweige denn, abzudrücken.« Er trat einen Schritt vor und sprang auf den Landesteg, direkt vor Tildie. »Du forderst Vergeltung für den Tod deines Mannes. Aber du willst dich doch nicht dadurch rächen, dass du das Blut eines kleinen Jungen vergießt, oder?«

Tildie pflanzte sich vor Carl auf und schaute ihn herausfordernd an. »Genau das will ich, Mr Ives, genau das. Und zwar sofort!«

Duncan Dant spuckte aus und wischte sich mit dem Hemdsärmel den Mund ab. »Für einen Indianer brauchen Sie nicht Partei zu ergreifen, Mr Ives! Und Sie haben kein Recht, sich gegen Tildie zu stellen.« Er machte eine Pause, wischte sich noch einmal über den Mund und wandte sich dann an die Menge. »Mr Ives will uns daran hindern, den Rothäuten heimzuzahlen, was sie uns angetan haben!«

Carl ergriff das Wort. »Gebt mir Zeit, die Angelegenheit mit George zu besprechen, und wir werden eine Lösung finden, die alle zufriedenstellt.«

»Ich werde erst zufrieden sein, wenn er an diesem Ast hängt!« Tildie zeigte auf einen Baum neben der Kneipe.

Carl sprang wieder in das Boot hinunter und flüsterte George zu: »Es scheint brenzlich zu werden. Ich binde das Kanu fest, und du befreist den Jungen von seinen Fesseln.«

»Vielleicht mache ich mich lieber davon«, schlug George vor, wobei er sich suchend umschaute.

»Daran habe ich auch schon gedacht«, flüsterte Carl, »aber schau dir die Leute an. Einige Männer haben eine

Muskete bei sich, und du wärest eine gute Zielscheibe, wenn du abhauen wolltest.«

Allmählich wurden die Leute ungeduldig. »Wenn ich gewusst hätte, welche Schwierigkeiten das gibt, hätte ich es anders gemacht«, bemerkte George.

»Jetzt ist keine Zeit mehr zurückzusehen. Du musst nach vorne schauen, und vergiss nicht, dass der Herr bei uns ist.«

Carl hob Georges Gepäck auf die Schultern und drehte sich wieder der Menge zu. »Ich verstehe dich gut, Tildie, und ich weiß, wie einige von euch denken. Aber lasst doch die Vergangenheit Vergangenheit sein. Durch unüberlegtes Handeln können wir auch nichts mehr daran ändern. Ich weiß nicht, wie George diesen Indianer gefangen hat. Ich weiß nicht, was er mit ihm vorhat. Aber ich weiß, dass jetzt nicht der Zeitpunkt ist, eine Entscheidung zu fällen«, erklärte er gebieterisch.

Er trat einige Schritte vor. »Wir gehen jetzt die Straße hinauf bis zu meiner Hütte. Ich warne jeden, auch nur einen Finger zu rühren!« Carl sprang auf den Steg und nickte George zu, ihm zu folgen.

Der hob den kleinen Indianer auf, kletterte hinter Carl auf die Anlegestelle und legte dem Jungen die Hand auf die Schulter.

Der schwache Körper zitterte und bebte. Die großen, dunklen Augen waren vor Furcht weit aufgerissen.

»Wir kommen jetzt!«, rief Carl und ging direkt auf Duncan Dant zu.

Der, immer noch halb betrunken, wankte zurück, trat dabei Tildie auf die Füße, stolperte und ließ sich schwer auf den Boden fallen.

Tildie schrie auf: »Aua! Alter Esel!«, worauf die Menge in schallendes Gelächter ausbrach.

»Komm jetzt!« Carl nutzte diese kurze Ablenkung und wollte gehen.

»So kommen Sie hier nicht weg, Mr Ives!« Tildie war noch immer wütend. Sie griff nach den Haaren des Indianerjungen und zog daran.

George packte sie am Handgelenk und löste ihre Finger aus den Haaren.

Sie trat einen Schritt zurück und startete zu einem neuen Angriff.

Doch da hielt sie ein schmaler, hagerer Mann zurück. »Halt!«, brüllte er. »Dieses Indianerbüschchen ist doch so dünn wie ein Streichholz. Der ist kaum älter als zehn oder zwölf Jahre.«

Die Menge kochte vor Aufregung. Eine Frau tätschelte den Jungen am Kopf, als er vorbeikam. Eine andere

schlug nach ihm. George hörte die unterschiedlichsten Meinungen, aber die meisten waren unfreundlich.

Ein Junge warf mit einem schweren Stiefel nach Brauner Schatten, verfehlte ihn jedoch und traf stattdessen Georges Schienbein.

Bald waren sie am Rand der Menge angekommen.

»Immer weitergehen!«, sagte Carl beruhigend.

Nach einigen Metern machte der Indianer plötzlich einen Satz und rannte die Straße zum Wald hinauf.

Das kam so unerwartet, dass George einen Augenblick vor Schreck wie gelähmt war.

Ein Schrei ging durch die Menge. Aus allen heraus war Duncan Dant zu hören: »Such, Prinz! Los! Such ihn!«

Das ließ sich der Hund nicht zweimal sagen. Knurrend machte er sich auf den Weg. Andere Hunde folgten ihm.

Nach einigen Sätzen hatte Prinz das flatternde Hemd des Jungen gepackt.

Brauner Schatten riss sich los, kam dabei ins Stolpern und fiel hin. Eine Staubwolke wirbelte auf.

George rannte hin und gab dem Hund einen Tritt. Der jaulte, zog den Schwanz ein und brachte sich in sichere Entfernung. Die anderen Hunde standen im Kreis und bellten.

Schon war auch Carl zur Stelle und schwang Georges Beutel im Kreis, um so die Hunde auf Abstand zu halten. Einen erwischte es an der Seite, sodass er jaulend zu den anderen zurückhinkte.

Ein großer Wolfshund machte einen neuen Versuch, wick dem Beutel aus und wollte dem Indianer an die Kehle. Mit seinen Zähnen bekam er dessen Hemdkragen zu fassen. Wütend schüttelte er den Kopf und begann, den Jungen wegzuziehen.

Da sprang George hinzu und packte den Hund mit beiden Händen an der Kehle, bis er losließ. Carl versetzte ihm noch einen Schlag und der Hund zog jaulend ab.

Aufgebracht kam die Menge näher. Es war ein ohrenbetäubender Lärm: Hunde bellten, Männer und Jungen riefen, Mädchen kreischten, eine Frau schrie. Duncan Dant und Tildie führten sie an und hetzten die Hundemeute immer wieder zum Angriff.

George hielt Brauner Schatten fest in seinen Armen. Jetzt war seine Geduld am Ende. Wutentbrannt schritt er auf Dant zu.

»Mr Dant«, sagte er mit vor Erregung zitternder Stimme, »Sie waren unten am Fluss sehr mutig, als Sie Ihr Gewehr auf mich anlegten. Auch jetzt sind Sie sehr mutig, wo Sie Ihren Hund auf den Jungen hetzen können. Aber ich sage es Ihnen ins Gesicht: Sie sind ein Feig-

ling und obendrein betrunken. Sie sind doch kein Mann, sondern ein Waschlapfen! Mit Leuten wie Ihnen kann ich mich nicht abgeben. Ich werde Ihren Mut jetzt testen. Ich gehe mit Carl Ives, und diesen Indianerjungen nehme ich mit. Ich warne Sie, Mr Dant, wagen Sie es nicht, mich aufzuhalten!«

»Bravo, Junge!«, rief der hagere Mann, trat aus der Menge und stellte sich neben George. Dann drehte er sich zu Duncan Dant und erklärte: »Ich bin der gleichen Meinung. Wenn du irgendetwas vorhast, musst du mich zuerst beiseiteschaffen.« Und über die Schulter rief er: »Carl, du kannst auf mich zählen, wenn es Schwierigkeiten gibt!«

»Danke, Wilt!«, sagte Carl und rief der Menge zu: »Wenn sich eure Köpfe abgekühlt haben, werden wir die Sache besprechen.« Damit machte die kleine Gruppe kehrt und ging wieder die Straße hinauf.

Sie waren ungefähr dreißig Meter gegangen, als ihnen Tildie nachrief: »Mr Ives, wenn wir ihn jetzt nicht kriegen, kriegen wir ihn später. Wir geben nicht so schnell auf!«

Carl seufzte. »Sie meint es ernst, George. Sie wird uns noch zu schaffen machen. Ihr gehört die Kneipe, und ihre Kunden mögen ihren Rum zu gern, als dass sie sich mit ihr anlegen wollen.«

Sie setzten ihren Weg fort, bis sie an die Stelle kamen, wo die Straße in den Wald hineinführte.

George schaute die Straße hinunter. Einige Leute gingen weg, die anderen scharten sich um Tildie. Obwohl die Entfernung zu groß war, um einzelne Worte zu verstehen, war die Erregung doch deutlich zu spüren.

George blieb stehen, setzte seinen Gefangenen auf den Boden und hielt ihn am Hemdkragen fest. »Pass gut auf ihn auf!«, warnte Carl.

Der Indianer schaute sich um und blickte dann zu George auf. Er schien zu zögern. Aber dann änderte sich sein Gesichtsausdruck. Entschlossen ging er einen Schritt auf George zu und lehnte sich an ihn.

»Hey!«, sagte George erstaunt. »Was soll denn das bedeuten?« Er löste seinen Griff am Kragen und machte einen Schritt zur Seite, jedoch ständig bereit, den Jungen wieder zu packen, falls er ausreißen wollte.

Brauner Schatten schaute zum Wald hin, dann auf George und kam dann langsam auf ihn zu, um sich wieder an ihn anzulehnen.

George wiederholte das Ganze. Er trat drei Schritte zur Seite und beobachtete den Jungen scharf. Dieser zögerte nicht, sondern lief sofort auf ihn zu.

George rannte eine kurze Strecke und Brauner Schat-

ten folgte ihm. Zum ersten Mal flog ein Lächeln über das Gesicht des Jungen.

»So, nun weißt du endlich, dass ich dein Freund bin. Das freut mich wirklich!« George kniete nieder und nahm den Jungen in seine Arme. »Du kannst dir nicht vorstellen, wie sehr ich darauf gewartet habe.«

Er schaute zu Carl hin und errötete. Er wollte es ihm erklären. »Ich glaube, Gott hat ihn mir anvertraut. Es ist schwer, das in Worte zu fassen, aber wenn ich jetzt sehe, wie er zu mir kommt, wie er mir endlich vertraut, dann ...« Die Stimme versagte ihm.

»Ich verstehe dich, George. Komm, es ist besser, wir gehen jetzt zu meiner Wohnung, falls sie doch die Verfolgung aufnehmen sollten.«

Die Bäume gaben den Blick auf zwei stabil gebaute Häuser frei. Sie waren wohl noch nicht sehr alt, denn das Holz, mit dem sie errichtet worden waren, hatte noch nicht die dunkelbraune Farbe der anderen Häuser.

»Das linke Haus gehört den Watsons, das andere ist meins«, erklärte Carl.

Vor lauter Aufregung hatte George gar nicht mehr an die Watsons gedacht. Voll freudiger Erwartung fiel ihm ein, dass er ja nun Maud wiedersehen würde.

»Ist jemand zu Hause?«, rief Carl mit lauter Stimme.

»Ich bin hier hinten!«

Carl setzte Georges Gepäck ab und führte die beiden um das Haus herum.

Mrs Watson wusch gerade Wäsche in einem hölzernen Waschtrog. Sie sah auf, und als sie George entdeckte, lief sie freudig auf ihn zu, um ihn zu begrüßen.

»George Lockan!« Von ihren Händen tropfte die Seifenlauge, aber dessen ungeachtet fiel sie George um den Hals und küsste ihn auf die Wange.

George erwiderte den Gruß ebenso freudig.

Dies alles verwirrte den Indianer und er suchte hinter George Schutz.

»Du bist groß geworden«, stellte Mrs Watson fest, nachdem sie George von Kopf bis Fuß gemustert hatte. »Als Junge bist du fortgegangen, und als Mann kommst du wieder!«

George überkam eine gewisse Verlegenheit, die er nicht erwartet hatte. Deshalb war er froh, als ein kleines Mädchen aus dem Haus gehüpft kam.

»Pam, das ist George«, sagte Mrs Watson. »Komm und begrüße ihn.«

Pam zögerte und kam dann langsam näher. Plötzlich sah sie den kleinen Indianer. Sie war fasziniert. Neugierig ging sie auf ihn zu, schaute ihn an, ging um ihn herum und betrachtete ihn von allen Seiten.

»Das ist ein Indianer«, erklärte George. »Komm her und lass dich begrüßen! Dann erzähle ich dir alles!«

Zögerlich kam sie näher, schlang ihre Arme um Georges Hals und legte ihre Wange gegen seine.

»Mein kleiner Liebling!«, sagte er leise. »Wie groß du geworden bist!«

»George, sie kann dich gar nicht vergessen haben«, lachte Mrs Watson. »Jeden Tag haben wir von dir gesprochen und für dich gebetet. Aber nun erzähl mal: Was hast du denn mit diesem Indianerjungen vor?«

George berichtete ihr und Carl von seinen Erlebnissen. Dann schloss er: »Und unten in der Stadt bin ich dann ausgesprochen *herzlich* empfangen worden.«

Carl erklärte, was geschehen war.

»Sie werden ihn nicht akzeptieren, das steht fest«, sagte Mrs Watson. »Aber wir wollen uns jetzt nicht damit befassen. Zunächst einmal müssen wir etwas für dieses arme Kind tun.«

Sie rümpfte die Nase, als sie sich über den Jungen beugte. »So riecht kein ordentlicher Indianerjunge. Und auch seine Kleider taugen nichts mehr.« Sie wandte sich wieder ihrer Wäsche zu. »Ich werde hier schnell meine Arbeit beenden, dann sehen wir weiter. Ich habe da noch einen alten Anzug von meinem Mann. Daraus lässt sich sicher noch etwas Brauchbares machen.«

Carl und George setzten sich unter einen Baum. Brauner Schatten lehnte sich gegen Georges Beine, und Pam ließ sich ebenfalls in der Nähe nieder und betrachtete den Jungen immer noch mit großen Augen.

»Nun erzähl mir mal alles, was passiert ist, seit wir uns getrennt haben«, forderte Carl George auf.

George erstattete Bericht über seinen Aufenthalt in Albany, seinen Weg nach Fort Killypox und die Fahrt den Fluss hinunter und erzählte auch ausführlich seine Erlebnisse mit dem Indianerjungen.

»Ich gebe zu«, schloss er, »dass ich mir über die Zukunft Sorgen mache.«

Carl nickte. »Es wird nicht leicht werden.«

Langsam redete George weiter. »Ich hatte eigentlich vor, hierzubleiben. Aber wenn ich deshalb Brauner Schatten hergeben muss, werde ich nicht bleiben.« Nach einer Pause fuhr er fort: »Nach unserer Begrüßung in Greenfield sprechen alle Anzeichen dafür, dass sein Leben in Gefahr ist. Es müsste ein Wunder geschehen, wenn sich die Haltung der Leute ändern sollte. Ich habe nur sehr wenige gesehen, die auf unserer Seite waren. Am besten mache ich so schnell wie möglich, dass ich hier wegkomme.« Er seufzte. »Aber wohin? In jedem anderen Ort werden sich die Leute genauso verhalten wie hier. Er wird von den Weißen nicht akzeptiert werden – und

ich nicht von den Indianern. Ich sehe keine Möglichkeit, wohin wir gehen könnten.«

»Ich möchte, dass du bleibst, George«, erwiderte Carl. »Ich habe Pläne gemacht für unsere gemeinsame Arbeit, aber ich muss zugeben, dass etwas Entscheidendes geschehen muss, wenn dieser kleine Kerl mit dir hierbleiben soll.«

»Du willst doch nicht sagen, ich sollte ihn wegschicken, nicht wahr?«, fragte George zweifelnd.

»Nein, gewiss nicht«, antwortete Carl schnell.

»Das freut mich, Carl. Ich bin überzeugt, dass Gott mir diesen Jungen mit einer bestimmten Absicht in den Weg stellte. Und ich glaube, ich weiß, warum. Ich glaube, ich soll ihm eines Tages von Jesus Christus erzählen. Vorher könnte ich ihn nicht wegschicken. Und wenn er dann später bei mir bleiben will, würde ich es auch nicht tun. Irgendjemand hat einmal gesagt: ›Wir wissen nicht, was die Zukunft bringt, aber wir kennen den, der Herr auch über die Zukunft ist.‹ Wir wissen nicht, was morgen geschieht, aber der Herr weiß es, und wir wollen ihm vertrauen.«

Mrs Watson hatte ihre Wäsche ausgespült und hängte sie nun auf. Sie füllte den Trog wieder mit heißem Wasser aus einem Kessel über dem Feuer. Dann gab sie kaltes Wasser hinzu, wobei sie immer wieder die Tempe-

ratur mit dem Ellenbogen prüfte. Schließlich drehte sie sich um. »So, George, bring deinen kleinen Indianer her!«

George setzte Brauner Schatten in den Trog und fing an, ihn mit einem Stück gelber, stark riechender Seife abzuschrubben. Bald war der Trog voller Seifenschaum und der Junge fast darunter begraben. »Ein brauner Junge und weiße Berge«, lachte George, als er in das kleine Gesicht schaute, von dem kaum noch etwas zu sehen war. »Das ist wahrscheinlich das erste Mal, dass er mit Seife in Berührung kommt und einmal richtig sauber ist!«

Dann nahm George einen kleinen Topf und fing an, seine Haare abzuspülen. »Jetzt riechst du schon wesentlich besser, Brauner Schatten.«

»Heißt er so?«, fragte Mrs Watson. »Woher weißt du das denn, wenn er doch kein Englisch spricht?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete George. »Aber ich denke, dieser Name passt zu ihm. Er kam mir oben in dem Indianerdorf wie ein brauner Schatten vor.«

Die Unterhaltung wurde unterbrochen, denn Mr Watson kam ums Haus herum. »George! Gut, dass du da bist!« Erstaunt blickte er auf Brauner Schatten, der noch immer im Waschtrog saß. Er musste lachen. »Das ist also der indianische Krieger, um den es unten in der Stadt geht. Nach dem zu urteilen, was da unten erzählt wird,

könnte man meinen, er sei mindestens 2,10 Meter groß, habe blitzende Augen und würde eher einer Hyäne als einem Menschen gleichen.« Sofort aber wurde er wieder ernst. »Carl, da unten werden unheilvolle Pläne geschmiedet. Ich habe im Maisfeld auf der anderen Seite des Flusses gearbeitet und hörte, dass etwas nicht stimmte. Deshalb machte ich Schluss mit der Arbeit, ruderte herüber und fand eine Reihe von Leuten vor der Kneipe sitzen. Wilt traf ich auch, und er erzählte mir, was los war und dass heute noch allerlei passieren würde. Duncan Dant hörte uns reden und schrie, dass du, Carl, einen Engländerfreund namens George und einen indianischen Krieger in die Stadt aufgenommen hättest. Ich bin dann nicht mehr länger unten geblieben, sondern sofort heraufgekommen.«

Während sich die beiden unterhielten, trocknete George seinen Schützling ab und Mrs Watson holte Stoff aus dem Haus, um Maß zu nehmen.

Sie hatten etwa zwanzig Minuten miteinander gesprochen, als plötzlich Wilt auftauchte. »Es braut sich etwas zusammen«, berichtete er. »Wenn euch das Leben dieses kleinen Indianers etwas wert ist, dann bringt ihn sofort hier weg. Tildie versprach jedem ein Glas Rum, der mithelfen würde, ihn aufzuhängen!«

MUTIGE GESUCHT

»Wann wird es nach deiner Schätzung losgehen, Wilt?«

»Sobald Tildie ihre Freunde so eingenebelt hat, dass sie ihr den Gefallen tun; und ich vermute, das wird nicht mehr lange dauern.«

»Aber es muss doch genügend vernünftige Leute im Ort geben, die imstande sind, das zu verhindern«, warf Mrs Watson dazwischen.

Carl schaute finster vor sich hin. »Es bedarf nur einiger weniger Hitzköpfe, um Unruhe zu stiften. Die Leute, die nicht damit einverstanden sind, sind solche, die sich aus allem raushalten und im Notfall keinen Finger rühren.« Er stand auf. »Ich werde jetzt runtergehen und mit Tildie und Duncan Dant reden. Vielleicht kann ich sie beruhigen.«

»Ich werde dich begleiten«, bot sich Mr Watson an. Er drehte sich zu Wilt um. »Du bleibst hier und lernst erst einmal George kennen.«

Sie gingen, während Wilt sich setzte und zu reden anfang. »Es war dumm von dir, mein Junge, dass du ihn hierher gebracht hast. Ich glaube, hier hat jeder zu viel Angst, als dass ein Indianer in der Stadt geduldet würde. Selbst die, die nicht aufbegehren, sind nicht besonders

erbaut davon. Und man kann es ihnen auch gar nicht übel nehmen. Zweimal habe ich miterlebt, wie dieser Ort angegriffen worden ist. Einige von uns sind dabei umgebracht worden. Unter ihnen auch Tildies Mann. In den ersten Frühlingstagen arbeitete er im Maisfeld auf der anderen Flussseite. Der Mais war erst einige Zentimeter hoch. Plötzlich tauchten der große Indianer und dieser kleine hier vor ihm auf. Blitzschnell hatte Takoma ihn von hinten erschossen und machte sich ebenso schnell wieder davon, bevor irgendetwas unternommen werden konnte. Es ist schwer, so etwas zu vergessen. Ich könnte dich mit rübernehmen und dir zeigen, wo er gelegen hat. Die Blutflecke sind noch zu sehen.«

Mrs Watson, die eifrig an einem Anzug für Brauner Schatten nähte, blickte auf. »Ich will diesen Indianer nicht verteidigen, auch nicht einen Augenblick. Aber ich habe gehört, dass Tildies Mann eine Woche vorher flussaufwärts eine Indianerin erschossen hatte, und das war Takomas Frau.«

»Das hat nichts zu sagen«, entgegnete Wilt, »zumindest nicht für Tildie. Es ist zwar nicht gerecht, aber wer denkt schon an Gerechtigkeit? Wie dem auch sei: Man kann von den Leuten hier nicht erwarten, zu einem Indianer freundlich zu sein. Es sind in der Vergangenheit ja noch andere Dinge passiert: Kühe und Pferde wurden

erschossen oder gestohlen, Häuser mitsamt der Ernte niedergebrannt und vieles andere mehr.«

Mrs Watson seufzte. »Auch Indianerdörfer wurden niedergebrannt, und Indianerfrauen und -kinder sind getötet worden.«

»Und was mich betrifft«, fuhr Wilt fort, ohne auf ihre Bemerkung einzugehen, »ich liebe sie auch nicht, auch wenn ich nicht dafür bin, sie umzubringen, wie es die meisten Leute hier tun. Ich glaube, den Indianern ist manchmal übel mitgespielt worden. Zum Beispiel das Stück Land, das ich besitze. Ich weiß, dass da einmal Indianer drauf gelebt haben, und es ist noch gar nicht so lange her. Im letzten Frühjahr habe ich beim Pflügen Dutzende von Pfeilspitzen auf meinem Acker gefunden. Außerdem fand ich noch eine Steinaxt und zwei Mühlsteine. Neulich habe ich Holz gehackt für den nächsten Winter. Da habe ich Bäume gefunden, von denen die Indianer die Rinde abgeschält hatten, um Häuser und Kanus daraus zu bauen. Wenn man das sieht, macht man sich schon Gedanken. Immerhin sind die Indianer ohne jede Entschädigung vertrieben worden. Ich bin vor zwei Jahren in dieses Städtchen gekommen, suchte ein Stück Land, das mir gefiel, und als ich etwas Passendes gefunden hatte, steckte ich es ab, ohne dass ich irgendjemandem etwas dafür bezahlt hätte. Manchmal fühle ich mich innerlich

schuldig und denke, ich habe gestohlen. Natürlich sind die Indianer vertrieben worden, bevor ich gekommen bin, und das ist eine gewisse Rechtfertigung. Schließlich klebt kein Blut an meinen Händen.«

»Ich weiß nicht, was in dieser Stadt alles passiert ist«, warf George ein, »aber schau dir doch diesen kleinen Kerl an. Vielleicht war er bei Takoma, als Tildies Mann erschossen wurde, aber er hat nicht geschossen. Und möglicherweise war die Indianerfrau, die Tildies Mann getötet hat, seine Mutter. Ich kann ihm nicht böse sein. Ich gehe sogar noch weiter: Ich glaube, der Herr erwartet von mir, dass ich ihn lieb habe und für ihn Sorge.«

»Wie?«, unterbrach ihn Wilt. »Du glaubst auch wie diese Leute hier, dass Gott alles, was auf der Erde passiert, beobachtet und das Leben von jedem, der es zulässt, lenkt?«

»Ja, Sir, das glaube ich. Ich liebe den Herrn Jesus, und ich will, dass er mich führt. Und ich glaube auch, dass er es tut. Damit keine Missverständnisse aufkommen: Ich behaupte nicht, dass ich immer das tue, was Gott von mir will. Aber wenn ich vernünftig bin und klar denken kann, lasse ich ihn Herr in meinem Leben sein. Wenn ich das nicht tue, stelle ich die unmöglichsten Sachen an.«

»Ich kann nicht daran glauben«, entgegnete Wilt. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass Gott an einem Kritiker,

wie ich es bin, sonderlich interessiert ist – oder gar an einem Tier wie das da.« Er deutete auf Brauner Schatten.

»Er ist kein Tier!«, entgegnete George prompt. »Er hat eine Seele. Ich werde ihm Englisch beibringen oder werde seine Sprache lernen. Dann kann ich ihm sagen, dass Jesus ihn liebt.«

Wilt runzelte die Stirn. »Ich denke, das ist Gottes Aufgabe und nicht deine.«

»Der Herr will, dass die Menschen einander von ihm erzählen.«

»Ich verstehe nicht, wieso er das nicht selbst tun kann.«

»Er hat es getan.«

»Was?«

»Er hat von sich erzählt. Es steht alles in der Bibel. Gott hat gesagt: ›Wer sündigt, muss sterben.‹ Und Gott hat weiter gesagt: ›Alle Menschen haben gesündigt.‹ Und jemand muss diese Sünde wegnehmen. Das hat Jesus Christus getan. Wer an ihn glaubt, wird gerettet und bekommt ewiges Leben. Das sagt die Bibel.«

»Ich bin schon viel herumgekommen«, warf Wilt bisig ein. »Ich habe Leute kennengelernt, die genauso wie du geglaubt haben. Ich habe sie gesehen, wie sie tot waren. Sie waren genauso tot wie andere, die echte Verbrecher waren. Es gab keinen Unterschied zwischen

ihnen. Sie waren alle gleich – nämlich tot. Wie kannst du also behaupten, sie hätten ewiges Leben?»

George erklärte geduldig: »Ihr Körper ist tot, aber ihr Geist und ihre Seele leben. Die sind beim Herrn, auch wenn Sie nur ihren Leichnam sehen.«

»Ich bin anderer Meinung«, sagte Wilt und verzog das Gesicht zu einem schiefen Lächeln. »Wenn einer nicht in den Himmel kommt, bis er seine Sünden los ist, dann komme ich bestimmt nicht hinein. Bei mir hat sich im Laufe der Zeit ein ganzer Berg davon angesammelt. Wie viel, schätzt du, müsste ich dann zahlen, um sie loszuwerden? Und wenn ich's bezahlen könnte, wem müsste ich das Geld geben?«, lachte Wilt.

George ließ sich durch Wilts Spöttelei nicht aus der Ruhe bringen. Er erklärte ihm: »Sie können niemals Ihre Sünden abbezahlen. Aber Jesus Christus liebt Sie so sehr, dass er bereits für jede einzelne Sünde bezahlt hat.«

»Da wäre für mich aber viel Liebe nötig«, entgegnete Wilt grinsend.

»Ja, Jesus liebt Sie so sehr, dass er für Sie gestorben ist.«

Plötzlich trat ein weicher Zug um den Mund des Mannes, und einen Augenblick lang glich sein hartes, wettergebräuntes Gesicht dem eines hilflosen Kindes. »Ich muss zugeben, dass in meinem Leben etwas fehlt. Wenn ich mal über den Tod nachdenke, bekomme ich richtig

Angst, weil ich weiß, dass es nichts gibt, was ich mitnehmen kann.«

Die Unterhaltung brach ab, denn Carl und Mr Watson kamen zurück. Ein Fremder war bei ihnen, ein junger Mann, etwa in Georges Alter, aber gut zwanzig Zentimeter kleiner, breit gebaut und mit blonden Haaren.

»George, das ist Johnny Cooper«, stellte Carl den Fremden vor.

»Ich habe schon von dir gehört«, sagte Johnny nicht besonders freundlich, »und ich bin wirklich froh, dass ich nicht in deiner Haut stecke.« Er schaute auf den Indianerjungen. »Und auch nicht in seiner!«

»Was habt ihr unten herausbekommen?«, fragte Wilt.

»Die Sache stand so, wie du sie geschildert hast. Aber wir werden eine ruhige Nacht haben. Ich habe bei Tildie erreicht, dass sie vor morgen Mittag nichts unternimmt.«

»Wie hast du das geschafft?«, fragte George.

Carl sah ihn unglücklich an. »George, das war nicht einfach. Ich musste ihr versprechen, dass du mit dem Indianerjungen bis morgen Mittag die Stadt verlassen haben wirst.«

»Wir konnten nichts anderes tun«, fügte Mr Watson hinzu. »Sie hatten einen bösen Plan für heute Nacht ausgeheckt. Sie wollten nicht nur den Jungen beiseiteschaffen, sondern auch dich, George.«

George war bestürzt. Er hatte sich schon vorher unbehaglich gefühlt, aber jetzt war er geradezu verzweifelt. Er versuchte, nachzudenken, konnte aber seine Gedanken nicht sammeln. Wohin sollte er gehen? Was sollte er tun?

Plötzlich störte ihn Johnny in seinen Überlegungen. »Mr Watson, ich bin gekommen, um Maud zu besuchen«, fing er an.

»Maud ist unten im Laden; sie arbeitet für Carl.«

»Ich habe keine Zeit, jetzt runterzugehen, weil ich noch ein paar Dinge erledigen muss.« Johnny zog eine kleine Tüte aus seiner Tasche und gab sie Mr Watson. »Das sind ein paar Süßigkeiten für Maud; ich habe sie ihr versprochen. Geben Sie sie ihr und sagen Sie ihr, ich komme heute Abend mal vorbei.«

Diese Worte trafen George, und mit wieder erwachtem Interesse betrachtete er Johnny Cooper. Er hielt nicht gerade viel von der großspurigen Art dieses Typen.

Johnny musste dies wohl gemerkt haben. Er drehte sich um und sagte zu George: »Du bist hier am Ort nicht willkommen und wirst es auch nie sein. Sonst bin ich ja mit den Watsons einer Meinung, aber ich habe etwas gegen Leute, die mit den Indianern verkehren, und da fackle ich nicht lange. Wenn du ein anständiger Kerl wärest, hättest

du Verstand genug gehabt, nicht hierherzukommen.« Er wandte sich an Mrs Watson. »Sagen Sie Maud, heute sei Vollmond und im Mondschein könne man gut spazieren gehen.«

»Das musst du schon mit ihr selbst ausmachen«, erwiderte Mrs Watson entschieden.

Johnny lachte. »Bis jetzt habe ich sie schon von manchem überzeugen können. Ich werde es heute auch schaffen.« Er warf George einen höhnischen Blick zu und machte sich davon.

Mr Watson zog die Stirn zusammen. »Das ist der hartnäckigste Junge, der mir je begegnet ist.«

»George«, sagte Carl, »bring den Jungen in meine Hütte und ruh dich eine Weile aus. Mr Watson und ich müssen noch die Kühe von der Weide holen und einen Wagen voll Holz abladen, bevor es dunkel wird.«

Brauner Schatten musste das neue Hemd anprobieren und Mrs Watson meinte: »Es sitzt schon ganz gut. Ich muss jetzt das Abendessen machen. Danach nähe ich es fertig.«

Carl hatte im Vergleich zu anderen Siedlern eine geräumige Blockhütte. Es war eine der gemütlichsten, die George je gesehen hatte. An einer Seite befand sich eine große Feuerstelle; rechts und links davon war Feuerholz bis zur Decke aufgeschichtet. Über der Feuerstelle

war ein Bratspieß befestigt, daneben hing an einem Haken ein geschwärzter Eisentopf. An der Wand entlang waren zwei Schlafstellen aufgebaut. Als Decken dienten Bären- und Schaffelle, die sorgfältig zusammengelegt auf jedem Bett lagen. Ein Tisch, vier Stühle und eine niedrige Bank vervollständigten die Einrichtung. Carl hatte offenbar alles selbst angefertigt.

Die dicken Fußbodenbretter waren mit Bärenfellstücken belegt. Trophäen von Carls Jagdausflügen hingen an der Wand: Fuchsfelle (zwei rote und ein Silberfuchs), ein Luchs, ein Wolf, ein Nerz, ein Marder und ein Hirschfell.

Wenn alles geklappt hätte, wäre das wahrscheinlich auch meine Hütte geworden, dachte George.

Brauner Schatten stand neben ihm und schaute sich ehrfurchtsvoll um.

George legte den Arm um den Jungen und zog ihn an sich. »Aber noch lieber behalte ich dich, Brauner Schatten.«

Johnny Cooper fiel ihm ein. *Er sagt, dass er schon von mir gehört habe. Von wem nur? Von Carl, von Mr oder Mrs Watson – oder von Maud? Wenn sie es war, was hat sie wohl über mich gesagt? Er schien so selbstsicher zu sein.*

Ein Gefühl der Einsamkeit überfiel ihn. *Ich denke, es ist am besten, ich reise so schnell wie möglich wieder ab!*

Er schloss die Augen. »Herr, du hast gesagt, dass du mich niemals verlassen noch versäumen wirst. Hier stehe ich nun und weiß nicht, warum du das alles zugelassen hast. Wohin sollen wir gehen, Herr? Was sollen wir tun?«

Er öffnete die Augen und betrachtete das Gesicht des Indianerjungen. Der Junge blickte ihn an und lächelte. »Wenigstens habe ich dich.« Doch trotz seines Gebets und des Lächelns seines Schützlings war es George schwer ums Herz. Er streckte sich auf einem der Bärenfelle am Boden aus und überlegte hin und her.

Es war bereits dämmrig, als Carl ihn rief. »Mrs Watson hat den Anzug für den Jungen fertig und das Essen ist auch so weit. Lass uns hinübergehen.«

Der Anzug saß nicht schlecht. Mrs Watson schnitt die zottigen Enden von den Haaren des Indianers, ließ sie jedoch lang genug, um sie mit einem Band zurückzubinden.

Mr Watson holte Leder hervor, nahm Maß und fing an, ein Paar Mokassins für Brauner Schatten zu machen.

»Nun siehst du schon ganz anständig aus und riechst auch so«, sagte Mrs Watson und betrachtete ihn aus einiger Entfernung. »Wenn du nun noch etwas dicker wirst, siehst du aus wie jeder andere Junge auch.« Sie lächelte.

Die Hütte der Watsons war ähnlich wie die von Carl. Sie war nur etwas größer und hatte zwei Räume. George

konnte durch die Tür ein Doppelbett und ein Kinderbett sehen. Unter dem Dach befand sich ein weiterer Raum, der nur mit einer Leiter zu erreichen war. George vermutete, dass das Mauds Zimmer war.

Der Tisch stand in der Nähe des Herds. Was George darauf stehen sah, ließ ihn zunächst einmal alle Sorgen vergessen. Da waren Brot, eine Schüssel mit gelber Butter, zwei Krüge voll Milch, gebratene Kartoffeln, eine Platte mit Wildbraten und eine mit Geflügel. An einer Ecke stand eine Schale Blaubeeren mit Zucker.

»Sobald Maud kommt, können wir essen«, kündigte Mrs Watson an. »Sie wird jeden Moment hier sein.«

George ließ die Tür nicht aus den Augen. Er versuchte zwar, seine Gefühle zu verbergen, aber es gelang ihm nicht.

Carl bemerkte es, blinzelte ihm zu, lächelte kurz und drehte sich um.

George wurde rot und machte sich an den Haaren des Indianerjungen zu schaffen.

Endlich ging die Tür auf und Maud kam herein. George hielt den Atem an. Er hatte immer wieder von ihr geträumt und hatte sie noch gut in Erinnerung. Ihre goldgelben Haare, ihre dunkelblauen Augen, die glatte, dunkle Haut, all das war ihm vertraut. In seiner Erinnerung war das Mädchen hübsch. Doch nun erschien

sie ihm unbeschreiblich schön. Sie war größer geworden und erwachsener.

Doch sofort wurde er ernüchtert, denn hinter ihr betrat Johnny Cooper das Zimmer.

George starrte ihn verwirrt an.

»Hallo Maud«, brachte er nur leise hervor. Er wusste, dass er sich unbeholfen anhörte, und hatte nur Angst, dass er genauso auch aussah.

Maud lächelte freundlich. »Johnny hat mir schon erzählt, dass du angekommen bist. Ich freue mich, dass du da bist.« Sie blickte von George zu Brauner Schatten. Dann kniete sie vor dem Jungen nieder, nahm seine Hände in die ihren und sagte: »Von dir habe ich auch schon gehört. Ich kann nicht verstehen, wie so ein kleiner Kerl wie du so viele erwachsene Leute in Aufregung versetzen kann!«

»Nun kommt her!«, unterbrach Mrs Watson sie. »Setzt euch, sonst wird noch alles kalt!«

Johnny Cooper half Maud beim Hinsetzen und nahm den Platz neben ihr ein.

Mr Watson sprach das Tischgebet und erwähnte besonders George und Brauner Schatten. Dann begannen sie zu essen.

Das Essen war ausgezeichnet, aber George konnte es nicht richtig genießen. Schuld daran war Johnny Cooper.

Er war Maud gegenüber überhöflich, bediente sie, wo er nur konnte, und fragte sie immer wieder, ob sie sonst noch einen Wunsch habe. Ständig flüsterte er mit ihr und zu Georges Unbehagen schien sie noch nicht einmal etwas dagegen zu haben.

George beobachtete das alles, obwohl er den Blick abwandte und damit beschäftigt war, Brauner Schatten zu füttern. Das trug trotz der Freundlichkeit, die ihm entgegengebracht wurde, dazu bei, das Gefühl der Verlassenheit und des Ausgeschlossenseins zu verstärken.

Als im allgemeinen Gespräch eine Pause eingetreten war, ergriff George das Wort. »Ich habe euch allen schon genug Ärger gebracht und will nicht noch mehr Unannehmlichkeiten verursachen. Ihr habt es sicher gut gemeint, dass ihr die Leute bis morgen Mittag hinhalten wollt, damit sie Brauner Schatten nichts tun, aber ich habe meinen Entschluss gefasst. Nach dem Essen werden wir uns auf den Weg machen. Ich danke euch sehr herzlich für alles, was ihr für uns getan habt.« Er wusste, dass seine Worte irgendwie platt klangen, und senkte verlegen den Kopf.

George spürte, dass Maud ihn ansah. Er hätte gerne gewusst, ob sie das Zittern in seiner Stimme bemerkt hatte, aber er brachte es nicht fertig, den Blick zu heben.

ICH LIEBE SIE

Carl legte die Hand auf Georges Arm. »Nun mal langsam, George. Zunächst einmal haben wir Tildies Versprechen, dass es bis morgen Mittag keinen neuen Ärger gibt. Wir haben also Zeit zum Überlegen. Außerdem haben wir noch gar keine Gelegenheit gehabt, ausführlich miteinander zu sprechen, und ich habe dir eine Menge zu erzählen. Außerdem möchte ich dir sagen, dass du jetzt mein Geschäftspartner bist. Ich weiß, das ist eine Überraschung für dich, aber ...«

»Geschäftspartner?«, wiederholte George verdutzt.

»Genau! Wir haben neben der Schmiede im südlichen Teil des Städtchens ein Geschäft errichtet. In den letzten Monaten habe ich von den Siedlern Felle aufgekauft und eine Bootsladung nach Harris Landing transportiert. Auf dem Rückweg nahm ich Waren zum Verkaufen mit. Dann habe ich weitere Felle gekauft. Es ist schon ein ziemlicher Haufen. Mr Watson und ich bauen zurzeit knapp einen Kilometer von hier an einem Bach eine Mühle. Die meisten Felle habe ich für das Versprechen eingehandelt, im Herbst das Korn der Leute zu mahlen. Die Hälfte davon gehört dir also schon.«

»Aber ich habe doch nichts dafür getan«, wandte George ein.

»Aber du wirst es noch tun. Glaube mir, es gibt noch viel Arbeit.«

»Es ist wirklich wahr, George«, unterbrach Mr Watson die Unterhaltung. »Carl hat das schon immer vorgehabt. Ich habe ihm bis jetzt geholfen und ich werde das auch noch weiter tun. Aber du kennst ja meinen Wunsch. Ich möchte hier eine christliche Gemeinde gründen. Wir halten jetzt jeden Sonntag im Geschäft einen Gottesdienst. Im Augenblick kommen nur wenige Leute, und davon sind die meisten noch Kinder. Aber ich rechne damit, dass der Herr etwas tut. Ich rechne damit, dass Menschen die Wahrheit erkennen und mit uns jeden Sonntag die Bibel lesen. Ich hoffe, dass ich bald vollzeitlich mit dieser Arbeit ausgelastet sein werde. Carl braucht Hilfe und er hat dich von Anfang an eingeplant.«

»Das freut mich natürlich«, sagte George, »aber es hat keinen Sinn, darüber nachzudenken. Ich kann nicht hierbleiben.«

»Du hast recht, das kannst du nicht«, fiel Johnny ein. »Du musst gehen – oder den Jungen Tildie übergeben.«

George schaute Johnny ins Gesicht. »Meinst du, ich würde das tun? Glaubst du wirklich, ich würde den Jungen ausliefern, nur, um meine Ruhe zu haben?«

»Dann geh!«, rief Johnny. »Geh, wenn dir ein Indianer mehr wert ist als die Freundschaft dieser Leute.« Er blickte Maud an.

»Ich werde gehen.« George wollte noch mehr sagen. Er wollte sagen, dass er sie alle wirklich gern hatte. Aber er konnte seine Gedanken nicht in Worte fassen und wiederholte nur leise: »Ich werde gehen.«

Es wurde still am Tisch. Nur Brauner Schatten nagte geräuschvoll einen Knochen ab.

Carl sah George an und sagte: »Du hast noch nicht alles gehört, George. Ich habe dir von den Fellen erzählt. Dabei hatte ich gedacht, dass du sie nach Harris Landing bringst. Ich wollte zunächst noch etwas warten. Aber wo dies nun alles passiert ist, wäre es vielleicht am besten, es sofort zu tun.«

»Wäre Brauner Schatten dort eher willkommen als hier?«

»Nein«, gab Carl zu. »Aber wenn du es weißt, kannst du ihn in der Nähe verstecken, den Handel abschließen und ihn auf dem Rückweg wieder zu dir nehmen.«

»Und wenn ich zurückkomme, was dann?«

»Das weiß ich auch noch nicht«, sagte Carl nachdenklich. »Aber ich habe oft erfahren, dass Gott uns immer nur den nächsten Schritt zeigt. Der nächste Schritt ist die Hinfahrt. Die Rückfahrt ist schon der zweite Schritt.

Machen wir den ersten Schritt vor dem zweiten und legen wir alles in Gottes Hände und vertrauen ihm, dass er weiterführen wird.«

»Wie ich die Dinge sehe«, warf Johnny ein, »mag der erste Schritt ja klappen, aber es wird niemals möglich sein, dass diese Rothaut unbehelligt durch unser Städtchen gehen kann.«

George schaute Johnny offen ins Gesicht. Langsam sagte er: »Kommt es dir nicht merkwürdig vor, dass die Hautfarbe eines Menschen so viel ausmachen soll? Nehmen wir mal deine Haare. Sie sind rötlich. Und meine sind schwarz. Sind wir deshalb andere Menschen? Ist dieser Unterschied nicht nur äußerlich? Ich glaube, dass Brauner Schatten genauso viel Recht hat, hier zu sein, wie jeder andere. Vor vielen Jahren durchstreifte vermutlich sein Stamm diese Gegend. Wer hat sie verjagt und vertrieben? Wenn überhaupt, dann sind wir diejenigen, die Unrecht getan haben, oder wir sind bestenfalls mit ihnen gleich.«

»Du hast nie gesehen, was die Indianer angerichtet haben«, entgegnete Johnny.

»Fahr morgen mal stromaufwärts und geh durch das ausgebrannte Indianerdorf. Und dann frag dich einmal, ob die Indianer mehr anrichten als die Weißen.«

»Sie skalpieren die Toten.«

»Das ist wahr, aber das tun sie erst, seit die Weißen es ihnen gezeigt und ihnen dafür Geld angeboten haben – zum Beweis dafür, dass sie getötet hatten.«

Wieder wurde es still im Raum.

Es war Abend geworden. Mrs Watson stand auf, zündete zwei Kerzen an und stellte sie auf den Tisch. Von draußen waren entfernt Stimmen zu hören. Mr Watson schob seinen Stuhl zurück und trat ans Fenster. Sofort drehte er sich wieder um und sagte: »Es scheint wieder Ärger zu geben. Sie kommen!«

Carl öffnete die Haustür. Etwa zwanzig bis dreißig Leute kamen die Straße herauf. Einige hatten Fackeln, um den Weg zu beleuchten. Tildie und Duncan Dant waren die Anführer.

Als sie nah herangekommen waren, hörten sie auf zu reden und stellten sich vor der Tür auf. Ohne Zweifel hatten sie viel getrunken. Ihre vom Rum geröteten Gesichter erschienen durch die Fackeln noch röter.

Duncan Dant wischte sich mit dem Hemdsärmel über den Mund und sagte schwerfällig: »Mr Ives, Mrs Ruthland hat Ihnen etwas zu sagen. Hören Sie zu!«

Tildie stemmte die Arme in die Seite und beugte sich etwas vor. Dann fing sie an: »Mr Ives, wir haben über Ihre Bitte gesprochen, und wir halten sie für unvernünftig. Wir wollen nicht, dass diese Rothaut bis mor-

gen Mittag hier in der Stadt bleibt. Wir wollen nicht, dass diese Rothaut überhaupt am Leben bleibt. Der Bursche muss sterben, und zwar jetzt gleich. Wir wollen ihn jetzt haben. Und wenn Sie ihn nicht friedlich herausgeben, werden wir ihn mit Gewalt holen.«

»Geh nach Hause, Tildie!«, entgegnete Carl scharf. »Du bist so betrunken, dass du nicht weißt, was du tust. Und das gilt für die anderen genauso.« Carl trat zurück, um die Tür zu schließen.

Da wankte Duncan Dant vor und warf seine Fackel nach Carl. Er verfehlte ihn, traf jedoch die Tür. Funken sprühten und übersäten den Boden. Die glühende Fackel fiel auf ein Bärenfell neben dem Tisch. Der Gestank brennender Haare füllte den Raum.

George sprang hinzu, ergriff die Fackel und warf sie in die Feuerstelle. Mr Watson packte das versengte Bärenfell und zog es zur Haustür hinaus.

Tildie stieg auf die erste Stufe vor der Haustür. Ihre Stimme überschlug sich fast. »Wenn ihr die Rothaut nicht herausgebt, dann holen wir sie uns!«

George fasste einen schnellen Entschluss. Er stieß Carl zur Seite. »Ich will mit ihnen reden.«

Brauner Schatten hielt sich mit beiden Händen an seinem linken Arm fest.

»Ruhe!«, rief George.

Tildie wollte den Jungen packen, griff jedoch daneben, verlor das Gleichgewicht und lag ausgestreckt auf den Stufen.

»Lasst mich reden!«, rief George noch einmal.

Die betrunkenen Gesichter starrten ihn an, stumpfsinnige, gefühllose, mordgierige Gesichter.

Plötzlich tauchte Wilt aus der Dunkelheit auf und beschleunigte seine Schritte. Bald stand er neben George und Carl. Er hielt beide Hände hoch und brüllte: »Er will sprechen! Seid doch endlich still!«

Langsam beruhigte sich die Menge.

George begann: »Ich vermute, ihr beharrt auf eurem Recht, dass Brauner Schatten die Stadt verlassen muss.«

Jemand machte einen Zwischenruf.

»Hört mir weiter zu!«, fuhr George fort. »Ich werde ihn euch nicht übergeben, aber ich verspreche euch, dass ich ihn sofort wegbringen werde.«

Wilt schaute Tildie ins Gesicht. »Das ist genug, Tildie.« Er redete auf die anderen ein. »Seid vernünftig! Wenn er morgen bei Tagesanbruch noch in der Stadt ist, könnt ihr machen, was ihr wollt. Aber gebt ihm jetzt eine Chance!«

»Du wirst uns nicht aufhalten, Wilt!«, fuhr Duncan Dant dazwischen. »Wir werden ihn jetzt kassieren!« Wütend taumelte er vorwärts.

Wilt ging die Treppenstufen hinunter und schlug ihm die Faust ins Gesicht.

Duncan Dant sank in die Knie.

Carl sprang an Wilt's Seite und rief: »Tildie, du hast mir dein Wort gegeben, bis morgen Mittag nichts zu unternehmen. Halte dein Versprechen wenigstens bis zum Tagesanbruch!«

Tildie zögerte und warf einen Blick auf Duncan Dant. Blut tropfte aus Nase und Mund. Er wischte es mit seinem Ärmel ab und starrte diesen dann verwundert an.

Der Anblick des Blutes machte Tildie offenbar unsicher. »Ich bin nicht die Frau, die ihr Wort bricht«, brummte sie, »und ich muss auf meine Freunde hier aufpassen. Ich gebe euch Zeit bis zum Morgen.« Damit machte Tildie mit der ganzen Meute kehrt, nachdem sie Duncan Dant auf die Beine geholfen hatten.

Wilt trat in die Hütte zu den anderen und rieb sich die Stirn. »Das war knapp!«, grinste er, zog aber sofort wieder die Augenbrauen zusammen. »Aber ich glaube nicht, dass das alles war. Die gehen runter, trinken weiter und kommen sicher wieder.«

»Wir haben nur wenig Zeit«, sagte Carl. »Ich habe einen Plan. Wir verladen die Felle sofort. Sobald wir damit fertig sind, kannst du losfahren, George. Das Floß

ist am Hauptlandesteg angebunden. Ich bringe es ein Stück weiter flussabwärts. Wilt, könntest du uns vielleicht bei der Arbeit helfen?»

»Natürlich!«, antwortete Wilt. »Bisher war alles so stumpfsinnig hier. Jetzt gibt es endlich einmal was zu tun!«

Carl drehte sich um. An der Hintertür stand Maud. »Wo ist Johnny? Er könnte auch mithelfen.«

Maud antwortete und es klang fast wie eine Entschuldigung: »Johnny hatte noch einiges zu erledigen und ist vor einer Weile gegangen.«

George schaute sie an. Für den Bruchteil einer Sekunde trafen sich ihre Blicke, doch sie senkte rasch den Kopf und beschäftigte sich mit Pam, die sich eng an sie geschniegt hatte.

Wilt bemerkte spöttisch: »Es gibt Leute, die halten es in Situationen wie dieser für besser, den goldenen Mittelweg zu gehen, als sich auf eine Seite zu stellen.«

Carl wandte sich zur Tür. »Wir wollen keine Zeit vergeuden. In zwanzig Minuten treffen wir uns am Laden.«

Mit leiser Stimme machte Maud ihrem Vater einen Vorschlag: »Vater, ich könnte helfen.«

Doch Mr Watson entschied: »Das ist keine Arbeit für ein Mädchen. Du bleibst mit Mutter hier und hilfst ihr, Lebensmittel für George zusammenzupacken.«

Ohne Zögern machten sie sich auf den Weg. Brauner Schatten hielt sich an Georges Hand fest.

Mr Watson sagte: »Ich schäme mich, George. Ich glaube, wir hätten mehr für dich tun sollen. Vielleicht hätten wir energischer gegen Tildie und Duncan auftreten sollen. Für solche Leute ist es nicht gut, wenn alles nach ihrer Nase geht.«

»Es ist schon gut so!«, erwiderte George.

Wilt lachte leise. »Ich fürchte, es ist nicht gerade die richtige Zeit zum Lachen. Aber ich verstehe nicht, wieso ihr eigentlich in so eine missliche Lage gekommen seid. Carl und du, ihr führt ein anständiges Leben und haltet jeden Sonntag in einem Geschäft Gottesdienst. Mir schoss gerade der Gedanke durch den Kopf, dass euer Gott doch eigentlich etwas für euch tun müsste.«

George ärgerte sich über Wilts Ausspruch und überlegte, was er ihm antworten könnte. Doch Mr Watson kam ihm zuvor. »Du hast recht, Wilt, wir haben diese Bemerkung verdient. Ich gebe zu, dass es im Augenblick schlecht aussieht. Aber wir wollen abwarten und sehen, wie es weitergeht.«

Carl war schon im Geschäft, als sie ankamen. »Die Meute ist in der Kneipe«, sagte er, »und sie machen einen ordentlichen Krach. Es würde mich nicht wundern, wenn

du recht hättest, Wilt. Diese Nacht wird nicht vorübergehen, ohne dass sie einen neuen Vorstoß unternehmen. Wir wollen leise arbeiten und können nur hoffen, dass wir nicht gesehen werden.«

Carl führte sie hinein. »Ich hänge die Fenster mit Decken zu und zünde eine Kerze an. Dann können wir die Felle bis zur Tür tragen, das Licht löschen und sie im Dunkeln zum Floß befördern. Ich möchte nicht, dass uns jemand sieht!«

Der Laden war acht Meter breit und fünfzehn Meter lang und wurde in der Mitte von einer meterhohen Theke unterteilt. Die Regale an der Wand waren mit vielen Dingen gefüllt: Schuhe, Stiefel, Sättel, Zuggeschirre, Decken, Stoffe; Teller, Löffel und Gabeln aus Zinn; Pulverhörner, Gewehre, Gewehrkugeln, Schaufeln, Eimer, Geschirr und vieles andere. In einer Ecke stand ein halb gefülltes Fässchen mit Schwarzpulver.

Eine Doppeltür führte auf die Straße, daneben befand sich je ein großes Fenster. Hinter der Theke war eine zweite Tür angebracht.

Die Mitte der Rückwand füllte eine Feuerstelle mit einem riesigen Herd aus. Links von der Feuerstelle war ein schmales, aber hohes Fenster in die Holzwand eingebaut. Die Schaulenster vorne waren aus Glas, dieses jedoch war mit einer Hirschhaut bedeckt. Die Haare und

das Fett waren abgeschabt worden, bis das Leder so dünn war, dass etwas Licht durchscheinen konnte. Von den Deckenbalken hingen Felle herunter.

Carl stand bereits auf der Leiter, nahm die Bündel von den Haken und warf sie Wilt und Mr Watson zu.

Carl deutete auf einen kleinen Seitenraum in einer Ecke und sagte zu George: »Da drin ist ein Schlafplatz. Ruh dich etwas aus!«

Aber George meinte: »Ich kann helfen.«

»Nein, auf keinen Fall«, antwortete Carl, während er Mr Watson zwei runde Biberfelle zuwarf. »Du musst deine Kräfte schonen. Die Pause wird dir guttun. Außerdem möchte ich nicht, dass jemand erfährt, was wir hier tun. Und wenn uns doch jemand sieht, soll auf keinen Fall herauskommen, dass ihr, du und Brauner Schatten, hier seid. Da drin bist du um einiges sicherer.«

George führte seinen Schützling in den kleinen Nebenraum. Eine grobe, mit Maisstroh gefüllte Matratze lag auf einer Holzbank entlang der Wand. George streckte sich aus, mit Brauner Schatten an seiner Seite. Schwach schimmerte das Kerzenlicht durch die rohen Wände und die leisen Stimmen der Männer drangen herein.

Plötzlich ging das Kerzenlicht aus. Wilt kam an die Tür und rief leise: »Wir schaffen die Felle jetzt hinunter. Falls jemand kommt, ruf um Hilfe.«

George lag auf dem Rücken, starrte in die Dunkelheit und dachte an Maud. Sehnsucht und Enttäuschung erfüllten sein Herz. *Sie ist schön*, dachte er. *Ich kann es Johnny Cooper eigentlich nicht verübeln, dass er mich los sein will.*

Seine Gedanken wanderten in die Vergangenheit. *Ich möchte wissen, ob sie noch an das denkt, was wir früher zusammen erlebt haben. Ich hatte ja erwartet, sie würde freundlicher zu mir sein.* Die Kehle schnürte sich ihm zusammen. *Ich hätte mehr mit ihr sprechen sollen. Stattdessen habe ich herumgestanden wie ein Holzklotz!*

Solche Gefühle waren ihm bisher fremd gewesen. Er war tief verletzt worden. Das schmerzte mehr als jeder körperliche Schmerz. Es war fast, als hätte er ein Stück seines Lebens verloren.

Er versuchte zu schlafen, aber es ging nicht. Er versuchte zu beten, doch ohne Erfolg. Er überlegte, ob er nicht zur Hütte zurückschleichen und Maud seine Gefühle erklären sollte. Aber er wusste, dass er das nicht schaffen würde. Nichts erschien ihm sicher; überall schien ihm der Boden unter den Füßen zu wanken.

George schloss die Augen und sah wieder das Bild vor sich, wie sich Johnny zu Maud hinüberbeugte, mit den Lippen ihre Haare berührte und geheimnisvoll flüsterte und lachte.

George wälzte sich auf die andere Seite und murmelte ärgerlich: »Ich bin froh, dass ich gehe! Ich bin froh!«

Aber er war nicht froh, und er wusste es. »Ich liebe sie«, sagte er verzweifelt. »Ich liebe sie doch!« Aber er verspürte keinen Trost in seiner Einsamkeit.

Es war lange nach Mitternacht, als Carl den Raum wieder betrat und sich neben ihn setzte.

George richtete sich auf. »Ist alles fertig?«, fragte er.

»Nicht ganz, George. Das Floß ist beladen, aber ich muss noch einige Dinge erledigen.« Es war ein Anflug von Niedergeschlagenheit in Carls Stimme, als er langsam weitersprach. »Es bricht mir fast das Herz, dich so wegschicken zu müssen, George. Ich bete, dass der Herr irgendwie hilft.« Er seufzte tief und fuhr nach einer Weile fort: »Wir haben die Felle mit Hirschhäuten bedeckt und diese mit Fett eingerieben, um die Ladung wasserdicht zu machen. Es sind viel mehr Felle, als ich gedacht hatte, und ihr Wert ist mindestens ein Drittel höher, als ich zunächst vermutet hatte. Wenn du in Harris Landing ankommst, geh zu Jonathan Howell. Ich habe schon letztes Mal mit ihm zu tun gehabt. Er ist ein anständiger Mann und ein ehrlicher Händler. Er wird uns nicht übers Ohr hauen. Ich schreibe ihm einen Brief, dass du kommst. Außerdem gebe ich dir eine Liste von den Dingen, die ich im Austausch für die Felle haben möchte.«

»Soll ich die Sachen auf dem Floß zurückbringen?«, fragte George.

»Nein, du würdest das schwerfällige Ding gegen die Strömung nicht hierher bringen. Du kannst versuchen, es dort zu verkaufen, oder verschenke es. Wenn es dich bis dorthin gebracht hat, hat es seine Schuldigkeit getan. Ich habe zwar ein Pferdegespann, aber ich brauche ein zweites. Ich werde Jonathan Nachricht geben, ein Gespann mit Wagen zu kaufen. Damit kannst du dann die Sachen herbringen.«

»Wo ist die Straße? Am Fluss entlang?«, wollte George wissen.

»Nein«, antwortete Carl. »Sie führt durch die Berge östlich von hier. Das geht zwar langsam, aber du kannst dir Zeit lassen. Vorne auf dem Floß haben wir ein kleines Zelt aufgebaut. Es ist groß genug für dich und Brauner Schatten. Dort könnt ihr schlafen und euch vor dem Regen schützen. Du wirst auch ein Gewehr drin finden und einen guten Vorrat an Kugeln und Pulver.

Ich gehe jetzt zur Hütte zurück und schreibe den Brief. Wilt und Mr Watson bringen gerade eure Lebensmittelvorräte herunter. In etwa einer Stunde wird alles so weit fertig sein.« Damit verabschiedete sich Carl.

George fiel in einen unruhigen Schlaf und begann zu träumen. Er befand sich in einem dichten Wald. Die

Bäume waren alle lebendig und versuchten, ihn mit ihren Zweigen festzuhalten. Er rannte vor etwas fort, was er nicht sehen konnte. Vor sich sah er Rauch. Er musste hindurch. Seine Augen brannten, der Rauch stach ihn in der Nase, seine Lungen schmerzten. In seinem Albtraum begann er zu würgen und nach Luft zu ringen.

Langsam kam er wieder zu sich und erwachte. Er öffnete die Augen. Sie brannten. Er hielt die Luft an und würgte. Er richtete sich in der Dunkelheit auf, rang nach Atem. Plötzlich wurde ihm klar: Es war mehr als ein Traum gewesen. Der Raum war voller Rauch!

IN DER FALLE

George rutschte von der Bank hinunter und tastete sich an der Wand entlang zum vorderen Raum. Brauner Schatten hielt sich an seiner Seite und klammerte sich mit beiden Händen an seinem Arm fest. Das Geschäft war ebenfalls voller schwerer Rauchwolken. Sie stachen ihm in die Augen und er hatte einen rauchigen Geschmack im Mund. Rote Flammen züngelten um die Türen und Fenster der Vorderseite und verbreiteten eine unerträgliche Hitze.

»Wir sitzen in der Falle!« George konnte nur flüstern, seine Zunge klebte ihm an seinem trockenen Gaumen. Er stolperte über eine Bank und fiel zu Boden. Dort war der Rauch nicht so dicht. Rasch zog er Brauner Schatten zu sich herunter.

»Das Fenster neben der Feuerstelle!«, schoss es ihm durch den Kopf. Er musste wieder husten und rang nach Luft. »Das ist unsere einzige Chance, mein Freund.«

Seine Augen tränten, während er über den schmutzigen Boden kroch. Brauner Schatten presste sich dicht an ihn. Er zitterte vor Angst und atmete in kurzen, scharfen Stößen.

Das Feuer breitete sich immer mehr aus. Die Flam-

men schlugen bis zum Dach und hatten schon die ganze Vorderseite des Hauses erfasst. Ein Balken war durchgebrannt und fiel krachend zu Boden. Ein Regal stürzte mit lautem Getöse um.

Inzwischen hatte George die Rückwand erreicht. Hier war die Luft etwas besser. Er ruhte sich einen Augenblick aus und beobachtete das Feuer. Sein Atem ging schwer. Dann stellte er sich mühsam wieder auf die Beine.

Plötzlich umgab ihn ein heller Lichtschein. Das Pulverfass! Eine Stichflamme schoss auf und riss ein Loch in das Dach. Brennende Holzteile flogen in alle Richtungen. Eine ohrenbetäubende Explosion schleuderte George gegen die Wand. Die Knie wankten, er fiel vornüber und lag lang ausgestreckt auf dem Boden. War das das Ende?

Einige Augenblicke lag er so am Boden, dann zog er die Knie an, nahm alle seine Kräfte zusammen, atmete die rauchige Luft am Boden tief ein und richtete sich wieder auf. Mit den Händen tastete er die Holzwand nach dem Fenster ab.

Weitere Teile des Daches sackten durch. Ein Balken zerbarst. Brennende Stücke fielen auf den Boden, nachdem sie leuchtend gelbe Spuren durch die Rauchwolken gezogen hatten. Der Gestank von brennendem Leder, Nahrungsmitteln und Stoff vermischte sich mit dem bei-

ßenden Geruch von verkohltem Holz und setzte sich in Georges Atemwegen fest.

Seine rechte Schulter schmerzte. Instinktiv wollte er dorthin fassen, aber er zog seine Hand sofort zurück. Ein Funke hatte sich durch das Leder seiner Jacke bis auf die Haut durchgefressen. Er schlug die Brandstelle aus, aber der Schmerz fraß sich tiefer.

Nur noch ein Gedanke beschäftigte ihn: Er wollte ins Freie. Er suchte weiter, bis seine Hände den Fensterahmen fanden. Er versuchte, mit den Fäusten die Hirschhaut davor durchzuschlagen, aber sie wollte nicht nachgeben. Mit der rechten Hand griff er zum Gürtel, machte sein Jagdmesser los und wollte die Haut durchschneiden. Der erste Versuch misslang: Er traf das Holz neben dem Fenster.

Ich muss ruhig bleiben!, ging es ihm durch den Kopf.

In der rechten oberen Ecke schlitzte er die Haut auf und schnitt dann weiter nach unten. Es ging sehr langsam. Hinter ihm breitete sich das Feuer immer weiter aus und die Hitze wurde immer unerträglicher.

Er spürte, wie ihm das Bewusstsein schwand, riss sich zusammen und arbeitete weiter. Immer wieder rief er innerlich: »Herr, hilf mir, hilf mir!«

Als er das Fenster ein Stück geöffnet hatte, traf ihn frische Luft. Er reckte sich hoch, steckte den Kopf durch

die Öffnung und sog die kühle, frische Nachtluft ein. Dadurch ging es ihm besser. Danach schnitt er den Rest der Lederhaut durch. Schließlich steckte er sein Messer in die Scheide und tastete nach Brauner Schatten.

Doch der Junge war nicht da und George erinnerte sich, dass er schon länger nichts mehr von ihm gespürt hatte.

»Brauner Schatten!«, schrie er in die Flammen hinein. Sein Hals und sein Kopf schmerzten.

Er fiel auf die Knie und suchte mit den Händen nach dem Jungen. Die Tränen liefen ihm die Wangen hinab. Er fühlte einen tiefen inneren Schmerz.

Er tastete nach den Haaren des Jungen. Er musste ihn finden! Er kehrte zum Fenster zurück und hielt seinen Kopf seitlich hinaus, um dem Rauch zu entgehen, der jetzt aus der Öffnung strömte.

Wieder ließ er sich auf den Boden fallen und kroch an der Wand entlang in die Richtung, aus der er gekommen war. Er fühlte, wie ihm übel wurde und sich sein Magen zusammenzog. Auf Händen und Knien rutschte er und suchte den Boden ab, wobei er immer wieder den Namen des Jungen murmelte.

Da endlich fühlte er Haare. Es war Brauner Schatten. Der Junge lag mit dem Gesicht nach unten, die Beine ausgestreckt, die Finger in den Boden gekrallt.

Er ist tot!, dachte George. Er zwang sich dazu, sich wieder aufzurichten, nahm den Jungen in die Arme und taumelte wieder zum Fenster.

Er verlagerte das Gewicht des Jungen auf seinen rechten Arm und suchte mit dem linken das Fenster. Als er den Rahmen gefunden hatte, schienen ihn seine Kräfte zu verlassen.

Er stöhnte schwer und hob den Jungen in die Höhe des Fensters. Mit den Füßen zuerst schob er ihn hinaus und stieß so lange nach, bis der Junge draußen auf den Boden fiel.

George war völlig erschöpft. Er hob seinen rechten Arm. Es schien, als gehöre er gar nicht mehr zu ihm, als wäre er von ihm losgelöst, tot. Er fasste durch die Öffnung und versuchte, sich hochzuziehen.

Schließlich gelang es ihm, seinen Kopf durch das Fenster zu stecken. Sein Körper versperrte dem Rauch den Weg nach draußen. So kam kühle Luft an seinen heißen Kopf, füllte seine Lungen und machte seinen Kopf klar. Einige Zentimeter kämpfte er sich weiter vor, doch dann konnte er nicht mehr weiter. Sein Hemd hatte sich am Fensterbrett festgehakt. George riss und zerrte, aber das feste Leder wollte nicht nachgeben. Erschreckt ließ er sich zurückrutschen, fiel auf den Boden, zog das Hemd über den Kopf, warf es zur Seite und erhob sich wieder.

Die Hitze schlug ihm auf die unbedeckten Schultern und den Rücken. Aus dem Prasseln des Feuers war ein Krachen und Brüllen geworden. Das Fensterbrett zerkratzte ihm Brust und Bauch, als er nun mit aller Kraft versuchte, sich vorwärtszustoßen.

Stockend murmelte er: »O Herr, o Herr!«

Zur Hälfte hatte er es geschafft, aber er konnte nicht weiter. Sein Gürtel hatte sich unter dem Fensterbrett verfangen. Seine Kraft war endgültig zu Ende. Er konnte sich nicht mehr regen. Halb bewusstlos dachte er nur noch: *O Herr, dein Wille geschehe!*

Erschöpft ließ er die Arme sinken. Verschwommen sah er in Gedanken seine Eltern vor sich, dann Maud, dann Carl, dann Brauner Schatten, dann wieder Maud – dann niemanden mehr ...

DAS SCHWIMMENDE HAUS

Ganz langsam gewann George das Bewusstsein wieder. Er schlug die Augen auf und sah ein schönes, grünes Tal, das von dunklen Bächen und Flüssen durchzogen war und in dem mehrere blaue Teiche und Seen verstreut lagen. So etwas Schönes hatte George selten gesehen. Er glaubte zunächst, er sei im Himmel. Von fern hörte er eine wunderschöne Melodie. Alles strahlte Ruhe und Frieden aus.

Plötzlich drang eine menschliche, ganz und gar irdische Stimme in sein Bewusstsein. »Bleib ruhig liegen und ruh dich aus! Du hast viel mitgemacht.«

Er betrachtete die verschwommenen Farben über ihm. Langsam begriff er, dass er auf dem Rücken lag und von unten in einen Ahornbaum schaute. Die Bäche und Flüsse wurden zu Ästen. Aus den grünen Wiesen wurden Blätter, aus den Teichen und Seen blauer Himmel, der hier und da durch die Äste schien. Die Vögel machten die Musik.

Er drehte den Kopf und sah unscharf Carls besorgtes Gesicht über sich gebeugt. Nach und nach konnte er wieder klar denken. Er spürte seine trockenen Lippen, seine geschwollenen Augen und das Brennen in seinem Rücken.

Carl redete beruhigend auf ihn ein. »Ruh dich aus, Junge! Am besten bleibst du ruhig liegen.«

George wollte sich zusammenreißen, etwas denken, etwas sagen. Aber da wurden die Blätter wieder zu Wiesen und die Äste zu dunklen Bächen und Flüssen. Das Bewusstsein schwand wieder.

Es verstrich eine Weile. »Wo ist – Brauner Schatten?«, murmelte er. Seine Stimme war schwerfällig und undeutlich.

»Hier, neben dir«, antwortete Carl leise. »Ihm geht es besser als dir. Er schläft.«

Nun schlief auch George ein. Als er wieder aufwachte, war Carl dabei, sein Gesicht und seine Schultern mit kaltem Wasser zu waschen.

»Eine schöne Geschichte ist das, George!«, lächelte Carl.

»Was – ist passiert? Ich erinnere mich nicht.«

Langsam und mit leiser Stimme erklärte Carl es. »Du erinnerst dich, dass ich euch im Geschäft zurückließ und zur Hütte ging?«

»Ja.«

»Ich stellte eine Liste der Dinge zusammen, die ich brauchte, und schrieb einen Brief an Mr Howell. Dann ging ich zu den Watsons hinüber, um zu sehen, ob euer Proviant gepackt war. Wilt und Mr Watson hatten es

schon zum Floß gebracht und wollten euch auf dem Rückweg noch ›Auf Wiedersehen‹ sagen, aber ihr habt geschlafen.

Ich dachte, die Ruhe würde euch nicht schaden, deshalb setzten wir uns noch zusammen und unterhielten uns. Wir wollten dann später gemeinsam hinuntergehen, um euch zu verabschieden.

Maud bemerkte zuerst den Rauch und ging zum Fenster. Dann schrie sie: ›Das Geschäft brennt!‹

Als wir losrannten, explodierte gerade das Pulverfass. Ich war überzeugt, dass ihr zwei tot wärt. Die Vorderseite des Geschäfts stand völlig in Flammen. Da fiel mir das Fenster an der Rückseite ein, und ich lief hin. Brauner Schatten lag bewusstlos am Boden. Du hingst ebenfalls besinnungslos im Fenster. Dein Gürtel hatte sich im Fensterrahmen verklemmt. Ich machte dich los und zog dich ins Freie. Deine Hose roch bereits versengt. Es war wirklich Rettung im letzten Augenblick.

Ich hatte dich kaum einige Meter weit weggezogen, als das Dach zusammenstürzte. Dann schlug eine haushohe Stichflamme aus dem Fenster. Ich bin davon überzeugt, dass du nur durch Gottes Hilfe gerettet worden bist. Mr Watson, Wilt und ich haben euch zwei dann zum Floß getragen. Ich legte ab und sie liefen zurück, um zu sehen, ob vom Geschäft noch etwas zu retten war.«

Carl machte eine Pause, sah George an und fuhr dann fort: »Wir werden uns hier für den Rest des Tages verstecken, und wenn du heute Abend wieder in Ordnung bist, werden wir fahren.«

George stützte sich auf einen Ellenbogen und sah Brauner Schatten nicht weit von sich entfernt auf einem Haufen Felle auf dem hinteren Teil des Floßes liegen.

Das Floß maß etwa sechs Meter im Quadrat und war aus massiven Holzstämmen gebaut. Unter die Felle war Birkenrinde gelegt, um sie vor dem Flusswasser zu schützen. Das Zelt aus Hirschhaut vorn auf dem Floß war für zwei Personen groß genug. Neben dem Zelt lag ein großer, flacher Stein. Auf ihm brannte ein Feuer, über dem ein kleiner, schwarzer Kessel hing. Das Gestell war zwischen den Holzstämmen verankert. Kleine Rauch- und Duftwolken verrieten, dass im Kessel etwas Schmackhaftes vor sich hin kochte. Links neben dem Stein stand eine Holzkiste. Man konnte sie mit einem Deckel verschließen, und auch sie war mit einer wasserdichten Tierhaut bedeckt. Der Deckel war etwas geöffnet, und man sah – jeweils in kleinen Behältern – Mais, Mehl, Rosinen, getrocknete Apfel- und Birnenstücke, geräucherten Fisch, Dörrfleisch sowie riesige Brote und eine Dose mit Keksen.

Wie ein schwimmendes Haus!, dachte George. Müdigkeit befahl ihn wieder. Er legte sich zurück, schnellte aber

sofort wieder hoch, als seine rechte Schulter die Bärenfelldecke berührte. Er drehte den Kopf, um die Ursache der Schmerzen zu entdecken, und sah einen großen Verband.

»Eine hässliche Brandwunde hast du da, George. Ich habe sie behandelt, aber es wird einige Zeit dauern, bis sie verheilt ist. Du hast noch andere kleinere Verbrennungen von fliegenden Funken abbekommen, aber keine ist so schlimm wie die an deiner Schulter.«

George strich mit dem Finger über die Stelle; sie war äußerst schmerzempfindlich.

Brauner Schatten bewegte sich, drehte sich herum, setzte sich auf und lächelte zu George hinüber.

»Ich habe ihn für tot gehalten«, sagte George. »Er lag lang ausgestreckt am Boden, die Finger in den Boden gekrallt.«

»Ich weiß«, sagte Carl, »alle Fingernägel sind gebrochen.« Er hob die Hand des Jungen hoch. »Sieh hier, sie sind alle in der Mitte durch.«

»Wie spät ist es?«, fragte George müde.

»Ich schätze, zwischen sechs und sieben Uhr.«

»Ich war lange bewusstlos, nicht wahr?«

»Sehr lange.«

»Es ist merkwürdig, Carl. Dort, mitten im Feuer, als ich dachte, ich müsste sterben, war ein Teil von mir dazu

bereit, der andere aber kämpfte, um am Leben zu bleiben. Ich wollte zwar den Herrn sehen, aber ich wollte auch leben.«

»Ich weiß, was du meinst«, sagte Carl. »Das neue Leben, das du bekommen hast, als du Jesus Christus angenommen hast, fürchtet den Tod nicht, aber dein Körper will leben. Das ist ganz natürlich. Dein Körper ist an die Erde gebunden und hängt am Leben. Tiere, Vögel, Insekten, sie alle haben den gleichen Instinkt. Sie kämpfen verzweifelt um ihr Leben und wollen nicht sterben.«

Eine Fliege setzte sich auf Carls Knie. Er fing sie mit der Hand und hielt sie an Georges Ohr, sodass er ihr Summen hören konnte. Dann öffnete er die Hand und die Fliege flog schnell wieder davon.

George lächelte. »Das war genau meine Situation.«

Carl fuhr fort: »Der Teil von dir, der sich danach sehnte, den Herrn zu sehen und in den Himmel zu kommen, war deine geistliche Natur. Diese neue Natur ist ein Geschenk Gottes, wie es im 3. Kapitel des Johannes-Evangeliums heißt: ›aus dem (Heiligen) Geist geboren‹. Deine geistliche Natur ist ewig und fürchtet den Tod nicht.«

George nickte. »Ja, so war es. Aber war es richtig, dass ich so ängstlich und verzweifelt war?«

»Ich weiß nicht, ob es richtig war oder nicht«, antwortete Carl, »aber es ist natürlich. Ich denke, der ideale

Zustand wäre, wenn unsere geistliche Natur oder, wie Petrus es im ersten Kapitel seines zweiten Briefes nennt, unsere ›göttliche Natur‹ immer die Herrschaft über uns ausüben könnte. Dann würden wir Gott völlig vertrauen – im Leben und im Tod.«

»Mein geistliches Leben hat immer wieder Höhen und Tiefen.«

Carl nickte zustimmend und wusch noch einmal Georges Gesicht und Schultern mit kaltem Wasser ab. »Geistliches Wachstum braucht Zeit. Wenn wir in unserem geistlichen Leben wachsen wollen, müssen wir die biblischen Wahrheiten in uns aufnehmen, und das erfordert ein gründliches Bibelstudium.«

Carl wrang den Lappen aus und hängte ihn zum Trocknen auf. Dann schöpfte er das warme Essen aus dem Kessel in Holzschalen.

Der Eintopf schmeckte großartig. George fühlte sich körperlich und geistig erfrischt.

Eine angenehm kühle Luft kam aus dem Wald herüber. Die Schatten der Bäume wurden länger.

Carl löschte das Feuer. »Ich möchte nicht, dass uns hier jemand findet und gleich Tildie oder Duncan Dant berichtet, wo wir sind.«

»Carl, du hast ja nun alles verloren!« Erst jetzt fiel George das ein. »Dein Laden ist verbrannt und sicher

auch die Lagerbestände. Dazu sind die Bewohner dieser Stadt alle gegen dich. Und das alles ist meine Schuld!«

Carl lächelte. »Du hast recht. Den Laden und das Warenlager habe ich verloren und vielleicht mögen mich tatsächlich einige Leute nicht sonderlich. Aber du lebst, und der kleine Kerl da lebt auch!« Carl beugte sich vor und strich dem Indianerjungen durchs Haar. »Das, was geblieben ist, überwiegt die Verluste bei Weitem.«

»Ich werde es dir zurückzahlen«, versprach George. »Ich werde arbeiten und alles zurückzahlen.« Die Emotionen verzerrten seine Stimme, denn er wusste, dass Carl es ernst meinte. Das Band der Freundschaft zwischen ihm und Carl war nur noch fester geworden.

»Du brauchst nichts zurückzahlen.« Carl hielt inne und blickte stromaufwärts.

»Ich kann nur schwer ausdrücken, was mich bewegt«, begann George von Neuem.

Carl war aufgestanden, um den Wald nördlich von ihnen zu beobachten. Plötzlich gab er George ein Zeichen, still zu sein. »Ich höre etwas«, flüsterte er.

Auch Brauner Schatten lauschte gespannt und stellte sich neben George.

Ein Zweig knackte, und es waren deutlich Fußstritte zu hören.

George setzte sich auf den Stapel Felle. Brauner Schatten drängte sich an ihn.

Die Schritte kamen immer näher. Ein Mann trat aus dem dichten Unterholz hervor. Er ging zwischen den Bäumen bis zum Fluss hinunter, blieb stehen, schob seinen breitrandigen Hut zurück und blickte sich um. Mit einer müden, aber hoffnungsvollen Stimme rief er: »Carl, bist du's?«

Carl stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. »Ach, Sie sind's, Mr Watson! Kommen Sie an Bord. Sie haben uns ganz schön Angst eingejagt. Wir dachten schon, wir werden verfolgt.«

Mr Watson sprang auf das Floß. »Ich bin stundenlang gelaufen. Ich hätte ein Boot nehmen sollen, aber ich hatte nicht gedacht, dass ihr schon so weit gekommen seid.« Er betrachtete George und Brauner Schatten. »Ich freue mich, euch beide lebend wiederzusehen. Als wir euch letzte Nacht vom Feuer wegzogen, war ich gar nicht so sicher. Wie geht es den beiden denn, Carl?«

»Brauner Schatten ist in Ordnung. Um George habe ich mir anfangs Sorgen gemacht. Den größten Teil des Tages war er bewusstlos oder hat geschlafen; die Augen sind

noch verquollen, die Lippen rissig und trocken und auf der Schulter hat er eine schlimme Brandwunde.«

George unterbrach ihn. »Ich bin Gott dankbar, dass er uns am Leben erhalten hat.« Sein Blick wanderte zu Brauner Schatten. »Ich habe darüber nachgedacht, was passiert wäre, wenn er ohne Jesus gestorben wäre.«

»Nun, George«, antwortete Mr Watson, »die Bibel sagt, dass Jesus Christus der einzige Weg zum ewigen Leben ist. Wenn Brauner Schatten gestorben wäre, ohne Jesus zu kennen, wissen wir, wohin er gegangen wäre. Das ist wirklich ein schrecklicher Gedanke, nicht wahr?«

»Sie haben recht«, erwiderte Carl. »Wir müssen für ihn beten, dass er Jesus als seinen Erretter annimmt, sobald er unsere Sprache verstehen kann.«

George dachte einen Moment nach. »Ich weiß seit meiner Entscheidung für Jesus, dass Menschen, die Jesus nicht kennen, verlorengehen. Aber dies ist das erste Mal, dass mir das so deutlich bewusst wird. Ich werde noch mehr darauf achten müssen, dass es nichts in meinem Leben gibt, was ihn davon abhalten könnte, zu Jesus zu kommen.«

»Das ist richtig, George«, pflichtete Mr Watson bei. »Und auch wir werden für Brauner Schatten beten.«

Carl schöpfte Mr Watson einen Teller Eintopf aus und fragte dann: »Wie sieht es denn in der Stadt aus?«

»Nachdem ihr fort wart, versuchten Wilt und ich, aus dem Feuer noch etwas zu retten. Tildie und Duncan standen mit bei der Menge, die zusammengelaufen war. Sie hatten Mühe, sich auf den Beinen zu halten, so betrunken waren sie. Kurz vorher haben sie damit geprahlt, das Geschäft in Brand gesteckt zu haben. Sie haben irgendwie herausbekommen, dass ihr zwei dort geschlafen habt. Dann haben sie Heu an den Türen und Fenstern aufgeschichtet und es angezündet.«

»Wissen sie, dass wir am Leben sind?«, fragte George.

»Sie haben Grund anzunehmen, dass ihr in den Flammen umgekommen seid. Letzte Nacht haben sie in den Überresten nach euch gesucht, aber die Asche war noch zu heiß. Heute Morgen haben sie es dann wieder versucht und auch etwas gefunden.«

»Ja? Was denn?«, fragte George gespannt.

»Knochen.«

»Knochen?«, rief Carl erstaunt.

»Ja, Knochen!«, wiederholte Mr Watson. »Als ich sah, wie eifrig sie nach Beweisen für euren Tod suchten, nahm ich mir vor, ihnen diesen Gefallen zu tun. Vor einigen Wochen fand ich oben im Wald ein Hirschskelett. Noch vor Sonnenaufgang habe ich dort einen Armvoll Knochen aufgesammelt und sie in der Asche versteckt. Duncan Dant hat sie dann zu seiner großen Freude entdeckt.«

»Aber Mr Watson«, sagte Carl in gespielter Entrüstung, »Sie als Prediger begehen einen solchen Betrug?«

»Ich habe noch keine Zeit gehabt, darüber nachzudenken«, erwiderte Mr Watson lachend, »aber ich muss zugeben, dass ich mich köstlich amüsiert habe. Heute Morgen haben sie die Knochen hinter der Kneipe begraben. Sie haben mich sogar gebeten, die Beerdigung zu halten. Zum Glück konnte ich mich gerade noch rechtzeitig aus dem Staub machen.«

Alle lachten und unterhielten sich noch weiter über die Ereignisse der letzten vierundzwanzig Stunden. Allmählich brach die Dunkelheit herein.

Carl sagte: »Ich hatte zunächst vor, einige Tage mit euch zu fahren, aber ihr habt euch schneller erholt, als ich dachte. Vielleicht ist es besser, ich gehe mit Mr Watson in die Stadt zurück und mache mich an den Aufbau eines neuen Geschäfts.« Mit einem Blick auf den sternklaren Himmel fuhr er fort: »Es ist hell genug, um fahren zu können. Ich schlage vor, wir legen ab und ich zeige dir, wie man das Floß steuert. Wir versuchen, heute Nacht so weit wie möglich zu kommen. Morgen früh machen wir beide uns dann auf den Rückweg in die Stadt.«

Vorsichtig brachten sie das Floß in die Mitte des Flusses. Die Strömung drehte es langsam im Kreis. Carl

nahm ein Ruder aus der Halterung und hielt es ins Wasser. Daraufhin ging das Floß auf Kurs und glitt lautlos dahin.

»Dieses Ruder dient als Steuerruder, George. Du musst nur daran denken, es immer in die deiner geplanten Fahrtrichtung entgegengesetzte Richtung einzutauchen.« Carl machte es vor. »Wenn du in Fahrtrichtung schaust, musst du es nach links schwenken, wenn du nach rechts willst, und nach rechts, wenn du nach links willst.«

George probierte es aus; es ging sehr leicht.

Sie wechselten sich die Nacht über am Ruder ab, um immer in der Mitte des Flusses zu bleiben, wo die Strömung am stärksten war. Wer nicht steuern musste, schlief.

Gegen Morgen überzog sich der Himmel und bei Tagesanbruch fing es an, zu regnen.

»Am besten suchen wir einen Anlegeplatz«, schlug Carl vor, der gerade am Steuerruder saß.

Kurz darauf wurde der Fluss breiter. Schmale Flussarme führten durch ein breites, sumpfiges Tal, das reich war an Sumpfgewächsen, die den Lauf des Wassers hinderten. Kleine Inseln waren von einem wahren Urwald von Büschen und Bäumen bedeckt.

Sie fuhren einen dieser Flussarme hinunter, wobei sie Hunderte von Enten aufschreckten.

»Ich glaube, ich habe noch nie so viele wilde Tiere gesehen«, sagte Mr Watson. »Schaut einmal da rechts die vielen verschiedenen Entenarten in dem einen Schwarm!«

Die Enten bemerkten das Floß, erhoben sich und flogen davon.

Schnepfen, Wasserläufer und eine Menge anderer Sumpfvögel suchten an den moorigen Stellen nach Nahrung. Reiher standen mit ihren langen Beinen im flachen Wasser. Überall fanden sich kleinere Vögel: Amseln, Rotdrosseln, Sumpfhühner und Schwalben.

Carl betrachtete die vielen verschiedenen Spuren, die die Tiere im weichen Schlamm hinterlassen hatten. »So viele Spuren habe ich noch nie gesehen. Da, an dem abgestorbenen Baum sind die Abdrücke von Bären und Elchen. Und dort die Spuren von Rotwild. Wir müssen im Herbst unbedingt einmal herkommen, um zu jagen. Da drüben war ein Otter. Hier könnte man reiche Beute machen. Ich vermute, dieses Gebiet hat noch niemand entdeckt.«

Auf ihrem weiteren Weg machte Carl sie noch auf viele andere Spuren aufmerksam: Bisamratten, Nerze, Füchse, Wölfe und Stinktiere hatten hier ihr Wesen getrieben.

Das Floß trieb in ein stilles Gewässer.

Carl zeigte auf einen dürren Weidenbaum, der auf

einer kleinen Anhöhe nördlich von ihnen auftragte. »Das wäre ein guter Platz für euch, um den Tag zu verbringen. Falls die Sonne herauskommt, kann der Baum euch etwas Schatten spenden. Auch gibt es dort genügend Brennholz, und vom Hauptarm aus könnt ihr kaum gesehen werden.« Nach einem Blick ins Wasser fuhr er fort: »Wenn ich nicht völlig falsch liege, könnt ihr hier genügend Fische fürs Mittagessen fangen.«

Es fing an, leicht zu regnen. Kaum ein Windzug regte sich. Bis sie das Boot festgemacht hatten, waren sie völlig durchnässt. Carl machte ein Feuer und Mr Watson bereitete das Frühstück zu.

»Sobald wir gegessen haben, machen wir uns auf den Weg«, sagte Carl.

George war ziemlich niedergeschlagen. Er wollte Carl bitten, seine Pläne zu ändern und weiter mitzufahren. Doch Carl schien seine Gedanken zu erraten.

»Mir tut das alles schrecklich leid, George«, sagte er. »Irgendwie komme ich mir schäbig vor. Eigentlich hätte ich in der Lage sein müssen, die Leute da oben unter Kontrolle zu halten. Ich bin mir noch nie so hilflos vorgekommen wie vergangene Nacht, als wir fortliefen. Ehrlich gesagt, mache ich mir Sorgen um die Zukunft. Ich weiß nicht, wie es weitergehen soll.« Er seufzte und fuhr fort: »Brauner Schatten ist ein großes Problem. Das

hast du sicher auch schon gemerkt. Wir können nichts anderes tun, als Schritt für Schritt weiterzugehen. Der Herr hat einen Plan für die Zukunft, aber ich kenne ihn nicht. Ich hatte erst vor, euch zu begleiten, aber es wartet zu viel Arbeit auf mich. Ich habe ja schon gesagt, dass wir das Geschäft wieder aufbauen müssen. Außerdem muss die Mühle noch fertig gebaut werden, wenn wir im Herbst das erste Korn mahlen wollen.«

»Das war nicht eure Schuld«, erwiderte George. »Ihr habt getan, was ihr konntet.«

»Das war wenig genug«, erwiderte Carl ärgerlich. »Was geschehen ist, war Unrecht. Diese Nacht habe ich über vieles nachgedacht. Ich habe überlegt, ob wir nicht wegziehen und uns im Westen niederlassen sollten. Aber ich glaube, das wäre Feigheit. Ich möchte kein Feigling sein, und du doch sicher auch nicht.«

»Wenn ich das Leben dieses Jungen retten kann«, sagte George bedrückt, »will ich gern ein Feigling sein. Eins steht fest: Ich werde ihn nicht wieder fortschicken. Wenn ich deshalb von hier fortmuss, will ich gehen. Und ich fürchte, das bleibt mir nicht erspart.«

Mr Watson unterbrach ihn. »Carl, du hast doch Georges Bibel mitgebracht, nicht wahr? Ich möchte George ein paar Verse vorlesen.«

»Sie liegt im Zelt unter den Decken«, sagte Carl.

Mr Watson holte sie hervor und setzte sich ins Zelt, um sich vor dem Regen zu schützen. »Für einen Christen hörst du dich ziemlich enttäuscht und entmutigt an, George. Du scheinst alle Hoffnung aufgegeben zu haben. Ich möchte drei Verse lesen und dich bitten, sie ernst zu nehmen. Sie stehen im achten Kapitel des Römerbriefs: ›Was sollen wir nun hierzu sagen? Wenn Gott für uns ist, wer gegen uns? ... Wer wird uns scheiden von der Liebe des Christus? Drangsal oder Angst oder Verfolgung oder Hungersnot oder Blöße oder Gefahr oder Schwert? ... Aber in diesem allen sind wir mehr als Überwinder durch den, der uns geliebt hat.«

Mr Watson klappte die Bibel zu und setzte sich wieder zu ihnen ans Feuer. »Das Leben ist manchmal hart, brutal hart, und du wehrst dich mit Recht dagegen. Was Duncan Dant und Tildie tun, ist grausam. Da bin ich ganz deiner Meinung. Aber bedeutet das denn, dass Gott am Ende ist? Nein, das tut es nicht! Wir dürfen jetzt nicht aufgeben!«

George schaute Mr Watson an und sagte: »Mich bedrückt noch etwas anderes. Und das hat auch mit Brauner Schatten zu tun. Es geht um Maud. Seit ich sie zum ersten Mal gesehen habe ...« George zögerte etwas, fuhr aber dann fort, »habe ich sie gern. Als ich nach Albany zurückgekehrt war, verging kein Tag, ohne dass ich nicht an sie dachte, von ihr geträumt und für sie ge-

betet hätte. Ich wollte sie wiedersehen, und als ich von Albany wegfuhr, bin ich Tag und Nacht gefahren, um möglichst schnell das Ziel zu erreichen. Ich habe kaum gegessen und geschlafen. Sie wissen, dass wir schon schwere Zeiten miteinander durchgestanden haben. Ich hatte irgendwie erwartet, dass – dass sie mich auch gern haben würde. Aber als ich ankam, konnte ich kaum ein Wort mit ihr sprechen. Immer war dieser Johnny Cooper um sie herum. Nur als wir Hilfe brauchten, hat er sich aus dem Staub gemacht«, sagte George bitter.

»Maud ist meine Tochter«, antwortete Mr Watson. »Sie ist in dieser Wildnis schnell erwachsen geworden. Jetzt ist sie kein kleines Mädchen mehr. Ich liebe mein Kind und möchte das Beste für sie. Nachdem du von Fort Killypox weggefahren warst, hat es ihr fast das Herz gebrochen. Sie weinte viel, aß wenig und sprach ständig von deiner versprochenen Rückkehr. Als wir dann von Fort Killypox wegzogen, war sie besorgt, ob du uns auch finden würdest. Es wurde Frühling, und du kamst nicht. Monatelang hörten wir nichts von dir. Das blieb nicht ohne Folgen. Sie sprach immer weniger von dir.

Dann kam Johnny Cooper und besuchte sie jeden Tag. Er umwarb sie und machte ihr Geschenke. Zuerst dachte ich, sie würde sich nicht darum kümmern.«

George unterbrach Mr Watson. »Als ich aber dann

kam, schenkte sie mir kaum Beachtung. Sie war die ganze Zeit mit Johnny zusammen. Sie saß sogar beim Essen neben ihm.«

»Ich möchte dir noch etwas erzählen«, fuhr Mr Watson fort. »Vor etwa drei Wochen kam Maud eines Abends nach Hause und erzählte ihrer Mutter, dass Johnny sie gebeten hatte, ihn zu heiraten. Meine Frau fragte sie nach dir. Sie antwortete ihr: »Mutter, ich glaube, George macht sich nichts aus mir, sonst hätte er doch längst eine Nachricht geschickt.««

»Ich kam doch so früh wie möglich!«

Carl schaltete sich ein. »Mir scheint, du hättest ihr sagen sollen, was du für sie empfindest.«

»Dazu hatte ich ja gar keine Gelegenheit!«

»Ich habe dich beim Abendessen beobachtet, George. Du hast sie kein einziges Mal angeschaut. Und ich weiß, dass sie genau darauf gewartet hat.«

»Ich wusste nicht, was ich sagen sollte.« George wandte sich wieder an Mr Watson. »Hat sie Johnny ihr Jawort gegeben?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ich liebe sie aber doch«, sagte George verzweifelt. »Können Sie ihr das nicht sagen, Mr Watson, wenn Sie zurückkommen?«

»Nein, George, das musst du schon selbst tun. So gern

ich dich auch habe und so sehr ich mich freuen würde, wenn du zu meiner Familie gehörtest: Das musst du ihr schon selbst sagen.«

Carl stand auf. »Wir müssen uns auf den Weg machen, wenn wir heute noch zu Hause ankommen wollen.«

Die beiden Männer schüttelten George die Hand, stiegen vom Floß herab und gingen in Richtung Norden davon. Sie bahnten sich einen Weg durch das Gestrüpp und waren bald nicht mehr zu sehen.

George stand am Feuer und schaute ihnen nach.

Nach einigen Minuten tauchten sie noch einmal kurz auf, als sie eine Anhöhe hinaufstiegen. Sie drehten sich um, winkten zurück und waren bald darauf endgültig im Wald verschwunden.

Das Feuer war niedergebrannt; nur noch eine feine Rauchsäule stieg auf. Brauner Schatten lag im Zelt unter einer Decke und schnarchte leise. George legte noch etwas Holz nach und setzte sich wieder hin.

Im dunklen Wasser spiegelte sich der graue Himmel. Eine einzelne Krähe kam näher geflogen, landete auf der Spitze eines abgestorbenen Baumes, plusterte sich auf und blieb im Regen sitzen.

George versuchte zu beten, aber er konnte sich nicht konzentrieren. So viel ging ihm durch den Kopf. »Carl hat recht. Ich hätte gleich auf Maud zugehen und ihr alles

sagen sollen. Was bin ich für ein Idiot gewesen!« Ver zweifelt seufzte er: »O Herr!« Dann kroch er zu Brauner Schatten ins Zelt und zog die Wolldecke über die Schultern. Er fühlte sich schrecklich einsam. Doch dauerte es nicht lange, da war er fest eingeschlafen.

Erst spät am Nachmittag wachte er auf. Brauner Schatten lag auf dem Bauch und betrachtete die regennasse Landschaft. *Armer kleiner Kerl*, ging es George durch den Kopf. *Ihm geht es auch nicht besser als mir.*

Er blieb noch eine Weile liegen und betastete die Verbrennungen an seiner Schulter. Die Wunde fühlte sich heiß an und schmerzte immer noch. Er kroch aus dem Zelt, entfachte das Feuer erneut und rührte einen Maismehlteig an, in den er eine Handvoll Rosinen gab.

Zu angeln gab es wirklich eine Menge, wie Carl vorher gesagt hatte. Nach einer guten Viertelstunde lagen sieben große Fische neben ihm im Gras.

Vom Westen kam ein frischer Wind auf, während er die Fische säuberte. Der Regen ließ nach, bis er schließlich ganz aufhörte.

Beim Essen schaute Brauner Schatten George ins Gesicht und ließ plötzlich einen Wortschwall von fremden, kehligen Lauten auf ihn los.

Als er geendet hatte, sagte George: »Tut mir leid, mein Junge, aber ich habe kein Wort verstanden.«

Da schoss ihm ein Gedanke durch den Kopf.

»Wenn wir uns unterhalten wollen, muss ich dir meine Sprache beibringen. Wir wollen gleich damit anfangen.«

Er zeigte auf das Feuer und wiederholte immer wieder:
»Feuer, Feuer, Feuer.«

Brauner Schatten sah ihn fasziniert an. Seine Augen leuchteten. Er beobachtete Georges Lippen, horchte auf die Laute und versuchte dann, seine Lippen in die richtige Stellung zu bringen.

George wiederholte das Wort: »Feuer, Feuer, Feuer.« Der Junge versuchte es wieder. Was dann aus seinem Mund kam, hatte nur wenig Ähnlichkeit mit dem richtigen Laut, aber eins war sicher: Er versuchte, Georges Sprache zu lernen.

Georges innere Verfassung änderte sich mit einem Schlag. Er bekam wieder neuen Mut. Für einen kurzen Moment richtete er seinen Blick zum Himmel, schloss die Augen und sagte: »O Herr, vergib mir! Ich hatte völlig vergessen, dass du mir doch den Jungen anvertraut hast.«

Bald darauf riss die Wolkendecke auf und es kam hier und da ein Stück blauer Himmel zum Vorschein. Die Sonne brach durch und vertrieb die graue, düstere Atmosphäre.

Den Rest des Nachmittags verbrachte George damit, Brauner Schatten zu unterrichten. Es machte ihm Spaß, denn der kleine Indianer erwies sich als gelehriger Schüler. Bald konnte er das Wort »Feuer« einigermaßen richtig aussprechen, und George ging zum nächsten Wort über: »Floß«. Dann folgten »Wasser«, »Himmel« und »Zelt«.

Hin und wieder verwechselte Brauner Schatten die Wörter und nannte den Himmel »Wasser«, das Feuer »Zelt« oder das Floß »Himmel«. Wenn George ihn dann verbesserte, lachte sich der Junge schier kaputt über seine Verwechslungen.

Er hatte immer noch etwas Mühe mit der Aussprache: Alle Wörter hatten den typisch indianischen Akzent.

Die beiden kamen sich auch innerlich näher, je mehr der Junge Fortschritte machte. Offensichtlich machte es ihm große Freude, immer mehr zu lernen.

An diesem Abend legten sie sich erst spät schlafen.

George war so weit gelöst, dass er wieder beten konnte. Er schüttete sein Herz vor Gott aus und obwohl seine Gedanken immer wieder um Maud kreisten, schlief er mit einem Gefühl der Zufriedenheit ein, das er am Morgen noch nicht für möglich gehalten hätte.

Bei Tagesanbruch erwachte er. Das Gefühl der Einsamkeit überwältigte ihn von Neuem. Er stocherte im niedergebrannten Feuer herum und legte Holz nach.

Auch Brauner Schatten wachte auf. Er schaute George eine Weile zu, zeigte auf das Feuer und sagte: »Wasser.«

»Feuer«, berichtigte ihn George.

Brauner Schatten bog sich vor Lachen.

»He, du Schlitzohr! Du willst mich wohl auf den Arm nehmen! Oder willst du mich aufmuntern?!«

George spürte, wie seine schlechte Laune verflog, und er nahm den Jungen in die Arme und drückte ihn fest an sich.

»Das soll dir eine Lehre sein, George Lockan. Da muss ich mich als Christ doch tatsächlich von einem kleinen Heiden daran erinnern lassen, dass ich keinen Grund habe, traurig zu sein.«

George fuhr tagsüber noch nicht weiter, sondern brachte seinem Schützling noch ein paar Wörter bei. Erst als die Dämmerung kam, stakte er das Floß aus dem Sumpf heraus in den Fluss. Bis zur Morgendämmerung fuhr er im fahlen Licht des zunehmenden Mondes den Fluss hinunter.

Die beiden nächsten Tage vergingen in der gleichen Weise. Sie fuhren bei Nacht und versteckten sich am Tag. George fühlte sich wesentlich besser, obwohl seine Fragen und Probleme immer wieder in ihm aufstiegen. Die meiste Zeit verbrachte er damit, Brauner Schatten zu

unterrichten. Der Junge machte erstaunlich schnelle Fortschritte.

Am dritten Morgen ruhten sie sich etwas aus und fuhren dann zum ersten Mal bei Tageslicht weiter. George brachte Brauner Schatten die Namen der Vögel und Tiere bei, die sie am Ufer sahen.

Bald stellte der Junge seine Fähigkeit unter Beweis, viel besser sehen und hören zu können als George. Oft zeigte er flussabwärts und flüsterte: »Enten« oder »Hirsche« oder »Bär«. Manchmal musste George hundert Meter weit fahren, um dann endlich auch zu sehen, was Brauner Schatten schon längst entdeckt hatte.

Eine Zeit lang las George jeden Morgen und Abend in seiner Bibel. Er beschäftigte sich mit dem Brief an die Philipper. Es hatte ihn beeindruckt, dass Mr Watson und Carl so viele Bibelstellen auswendig konnten. Er hatte sie auch nach dem Grund gefragt und sie hatten ihm die Stelle in Psalm 119,11 gezeigt: »In meinem Herzen habe ich dein Wort verwahrt, damit ich nicht gegen dich sündige.« Sie hatten ihm erzählt, dass sie schon viel Segen daraus gewonnen hätten, dass sie die Bibel so gut konnten. George war entschlossen, auch mit dem Auswendiglernen von Bibelversen zu beginnen. Carl hatte ihm vorgeschlagen, mit dem 3. Kapitel des Philipperbriefs zu beginnen, und das wollte George jetzt tun.

Brauner Schatten hörte ihn und versuchte, die Worte nachzusprechen. Da brachte George ihm die Worte aus Johannes 3,16 bei: »Denn so hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verlorengehe, sondern ewiges Leben habe.«

»Du hast leider noch keine Ahnung, was diese Worte bedeuten«, sagte George eines Morgens zu ihm, »aber ich bete dafür, dass dir diese Worte eines Tages zum ewigen Leben verhelfen.«

Später hockte sich Brauner Schatten auf den Stapel Felle und wiederholte immer wieder diesen Vers.

Plötzlich stand er auf und starrte flussaufwärts. Einen Moment war er verdutzt, dann warf er einen Blick auf George und kam an seine Seite. »Takoma!«, flüsterte er und zeigte auf einen entfernten Punkt am Westufer des Flusses.

George sah nichts und drehte sich wieder zu dem Jungen um. Jeder Muskel seines Gesichts war angespannt, die nackte Angst stand ihm in den Augen. Mit geballten Fäusten starrte er geradeaus.

Plötzlich erinnerte sich George, wer Takoma war. Der kalte Schweiß brach ihm aus. Still betete er um Gottes Führung und Bewahrung.

DAS VERSCHWUNDENE FLOSS

George hielt das Floß in der Flussmitte. Brauner Schatten starrte immer noch nach Norden. Er stieß einige indianische Worte aus und schaute Hilfe suchend zu George auf.

George zuckte mit den Schultern und schüttelte den Kopf. »Ich weiß, dass du mir etwas erzählen willst, aber ich kann dich nicht verstehen.«

Voll Enttäuschung und Hoffnungslosigkeit schaute der Junge wie gebannt auf das Ufer.

Plötzlich fuhr Brauner Schatten zusammen. Angstvoll packte er George am Arm.

»Was ist denn los?«, fragte George besorgt.

Die Augen des Jungen waren vor Entsetzen weit aufgerissen.

George spähte um sich und wollte seinen Augen nicht trauen.

Eine Felsspitze ragte am Westufer in den Fluss. Darauf stand ein großer Indianer, kaum fünfzehn Meter vom Floß entfernt, eine Muskete im linken Arm. Die rechte Hand lag am Kolben, der Finger am Abzug.

Von der Taille an aufwärts war der Kerl unbekleidet. Seine schwarzen Haare waren mit einem Lederband zurückgebunden, aus dem eine einzelne Adlerfeder her-

vorrage. Seine Kleidung bestand aus einer Fellhose und bestickten Mokassins. Besonders seine Nase erregte Georges Aufmerksamkeit. Er hatte eine riesige, braun bemalte Hakennase.

George riss das Ruder herum. Das Floß nahm Kurs auf das andere Ufer.

Der Indianer verfolgte sie mit den Augen. Als sie an ihm vorbei waren, ging er über den Felsvorsprung am Ufer entlang und folgte ihnen.

Brauner Schatten unternahm einen vergeblichen Versuch, sich hinter George zu verstecken. Angstvoll beobachtete er den Mann am Ufer, Augen und Mund weit aufgerissen.

Das alles hatte George so in Anspruch genommen, dass er einen Felsblock im Wasser übersah. Das Floß schlug dagegen, schwankte heftig und trieb zum Ufer, direkt auf die Stelle zu, wo der Indianer stand.

Brauner Schatten fiel auf den Fellstapel. George stürzte ebenfalls, schlug mit seiner verletzten Schulter auf das Floß auf, bemühte sich aber, sofort wieder aufzustehen.

Da traf ihn das Ruder, das von der Strömung herumgerissen worden war, voll in die Seite. Er stürzte wieder, schlug am Rand des Floßes auf und fiel ins Wasser.

Als er wieder über Wasser war, sah er, wie der Indianer auf das Floß zuwatete, das etwa zwölf Meter fluss-

abwärts getrieben war. Brauner Schatten verkroch sich hinter dem Zelt, sein schmales Gesicht starr vor Entsetzen.

»Nein!«, schrie George verzweifelt. »Weg da! Verschwinde!«

Der Indianer zögerte, hob seine Muskete, legte auf George an und wartete.

George dachte nicht mehr an sich. Er schwamm direkt auf den Indianer zu.

Nur noch wenige Meter trennten die beiden, da zog sich der Mann ans Ufer zurück.

George holte das Floß ein, kletterte hinauf und ruderte, bis er wieder auf dem richtigen Kurs war.

Der Indianer hielt am Ufer entlang Schritt mit ihnen.

Das ging zwei spannungsgeladene Stunden lang so.

Er wartet, dachte George. Er wartet darauf, dass ich einen Fehler mache, oder er wartet auf den Sonnenuntergang. George wunderte sich. Er hätte mich leicht töten können. Er hat ja eine Muskete. Wenn er gewollt hätte, hätte er mich töten können. Vielleicht ist er hinter Brauner Schatten her. Er schaute den kleinen Indianer an. Die Furcht des Jungen war unbeschreiblich. George deutete auf den Mann am Ufer und fragte: »Takoma?«

Der Junge wandte seinen starren Blick von dem Indianer weg, nickte und wiederholte: »Takoma!«

»Ohne Zweifel kennst du ihn und offensichtlich magst du ihn nicht. Im Augenblick kann ich wohl nichts tun als warten und sehen, was er vorhat.«

Es war schon nach Mittag. George wollte etwas essen und ging zu der Kiste mit den Nahrungsmitteln. Er gab Brauner Schatten zwei geräucherte Fische, eine Handvoll Mais und drei getrocknete Apfelhälften und nahm für sich dasselbe.

Sofort kam vom Ufer ein Ruf herüber.

Brauner Schatten schaute auf sein Essen, auf den Indianer, auf George, auf das Ruder.

»Unser Freund da möchte wohl auch etwas zu essen haben«, murmelte George. »Was machen wir nun? Ich bin nicht gerade erpicht, diesem Kerl näher zu kommen, als unbedingt sein muss.« George zögerte, entschied aber dann, sich nicht zu rühren, und fing an, seinen Fisch von den Gräten zu befreien.

Der Indianer ging schneller, bis er sich etwas vor dem Floß befand. Er winkte George, ans Ufer zu kommen, und hob, um dies zu unterstreichen, seine Muskete und zielte auf Georges Kopf.

Ich habe keine andere Wahl, dachte George. *Ich muss tun, was er will*. Er steuerte das Floß auf das Ufer zu. Es trieb nur noch langsam in dem ruhigen Wasser.

Brauner Schatten stellte sich an den Rand des Flo-

ßes, zitternd vor Furcht. Er hielt dem Indianer das Essen hin.

Der watete ins Wasser, nahm die Nahrungsmittel an sich, als das Floß vorbeitrieb, und kehrte zum Ufer zurück.

George brachte das Floß wieder in die Mitte des Flusses. *Jetzt sind wir wieder hier*, dachte George. *Was will er nur? Ich wünschte, er täte irgendetwas.* Er gab Brauner Schatten noch etwas zu essen. Der Junge verschlang es gleichgültig.

Der Nachmittag verstrich. George versuchte die ganze Zeit, einen Fluchtplan zu schmieden. »Verstecken können wir uns nicht. Er beobachtet jede Bewegung. Ich kann auch nicht die Felle zurücklassen, schließlich gehören sie mir nicht. Ich kann noch nicht mal mein Gewehr benutzen, denn er zielt auf mich. Ich möchte wissen, was für ein Spiel er spielt. Er muss doch etwas vorhaben!«

Die ersten Abendschatten fielen. George machte sich Gedanken, was sie in der Nacht tun sollten.

Gerade hatte er sich entschlossen, am Ostufer anzulegen, als er einen großen Felsbrocken sah, der ein paar Hundert Meter vor ihnen aus dem Wasser ragte; er war ein gutes Stück vom Ufer und von dem Indianer entfernt. George steuerte das Floß darauf zu, schlang ein schweres

Seil aus rohem Leder um die Spitze und manövrierte so lange, bis die Vertäuung fest war.

Der Indianer stand am Ufer und beobachtete den Vorgang mit betonter Gleichgültigkeit.

George war noch damit beschäftigt, die Knoten zu überprüfen, als der Kerl anfang, in seiner Sprache zu reden.

Brauner Schatten hörte gespannt zu und beantwortete seine Fragen mit sichtlichem Widerstreben und voller Angst.

Schließlich war die Unterhaltung zu Ende und der Indianer verschwand im Wald.

Brauner Schatten lächelte blass und lehnte sich an George an.

»Ich wünschte, wir könnten miteinander reden«, sagte George. Er zeigte auf das Ufer: »Takoma?« Mit den Händen machte er eine Bewegung des Weggehens.

Brauner Schatten nickte. Er zeigte nach Norden, zögerte und beschrieb mit dem Finger einen Bogen zurück zu einer Stelle am Ufer.

George verstand. »Dann sind wir unseren Freund Takoma noch nicht los. Er ist jetzt gegangen, will aber wieder zurückkommen. Aber warum nur? Um die Felle zu stehlen, um dich zu stehlen, um mich zu töten? Nun, ich werde ihn überraschen.« Er beugte sich zum Seil

hinüber und begann, den Knoten zu lösen. »Wir lassen uns weitreiben und wollen doch einmal sehen, ob wir ihm nicht entkommen können.«

Brauner Schatten beobachtete ihn, sprang herzu und zog Georges Hände weg.

»Hey, mein Kleiner, wir müssen weiter! Ich mache mir aus Takoma nicht mehr als du.« Er versuchte, Brauner Schatten beiseitezuschieben.

Doch der Junge war hartnäckig. Er warf sich George entgegen und redete aufgeregt auf ihn ein. Mit den Händen knuffte er George in den Rücken.

»Nun mal langsam!«, rief George ärgerlich. »So geht das doch nicht. Willst du mich etwa zwingen hierzubleiben, damit Takomas Plan aufgeht?« Er packte den Jungen, setzte ihn nicht gerade sanft auf den Stapel Felle und machte sich wieder am Knoten zu schaffen.

Ein erneuter ungestümer Angriff folgte, und wieder setzte George ihn mit Gewalt auf die Felle. Er erwartete einen erneuten Angriff, aber der blieb aus. Er drehte sich um und sah Angst im Gesicht des Jungen geschrieben. Etwas von dieser Angst sprang auch auf ihn über.

Langsam richtete er sich auf und ging auf den Jungen zu. »Ich weiß wirklich nicht, was das alles zu bedeuten hat. Aber wenn dir so viel daran liegt hierzubleiben, dann bleiben wir eben. Wahrscheinlich würde ich

sowieso kein Versteck finden, in dem uns dieser lauernde Krieger nicht aufspürt.« Er schloss die Augen, senkte den Kopf und betete: »Meine Zeit steht in deinen Händen, Herr Jesus.«

Es wurde keine schöne Nacht. Brauner Schatten warf sich hin und her, wobei er gelegentlich etwas in seiner Sprache vor sich hin murmelte. George starrte in die Dunkelheit und schlief kaum.

Bei Tagesanbruch versuchte er wieder, das Floß loszumachen. Brauner Schatten gab die gleiche Vorstellung wie am Abend zuvor.

George gab nach. »Nun gut, wir bleiben und warten, was passiert.«

Der Tag verging. George las eine Zeit lang in seiner Bibel und betete. Danach schwamm er ans Ufer, schoss zwei Eichhörnchen und kochte einen Eintopf. Er versuchte, mit Brauner Schatten die täglichen Sprachübungen zu machen, aber der Junge wollte nicht. Er saß die ganze Zeit über auf den Fellen und beobachtete das Ufer. Schon den ganzen Abend hatte er dort gegessen, und jetzt wieder seit der Morgendämmerung.

Nach dem Essen ging George an Land, um ein Kaninchen zu schießen.

Plötzlich winkte Brauner Schatten aufgeregt mit den Armen und zeigte flussaufwärts.

George schwamm zum Floß zurück. Zehn Minuten vergingen. »Takoma?«, fragte er.

»Takoma!«, wiederholte Brauner Schatten mit Nachdruck.

Nach fünf Minuten erschien ein Kanu, das schnell näher kam. Takoma kniete hinten und ruderte schnell, wobei er geschickt die Strömung ausnutzte. Vor ihm lag seine Muskete griffbereit. Er zögerte keine Minute, legte längsseits am Floß an, ohne George zu beachten, und sprach mit Brauner Schatten.

Nach einer Weile ging der Junge zu der Kiste mit den Vorräten, warf George einen traurigen Blick zu und entnahm etwa ein Drittel des Inhalts, um sie dem Indianer zu geben.

Takoma verstaute die Sachen im Kanu, legte ab und ruderte stromaufwärts, wo er nach ein paar Minuten verschwand.

Brauner Schatten ging zum Seil, löste den Knoten und machte das Floß los. Dann kletterte er zu George auf den Stapel Felle, kreuzte die Beine, stützte den Kopf in die Hände und starrte verdrießlich auf das Ufer.

»Was soll ich denn nun davon halten?« George verstand das alles nicht. »Ist er endgültig verschwunden? Wahrscheinlich hat er dir den sicheren Tod versprochen, wenn du ihm nichts gegeben hättest. Jetzt werden unsere

Vorräte bis zum Ende der Reise kaum reichen. Außerdem habe ich irgendwie das Gefühl, wir sind Takoma nicht zum letzten Mal begegnet.«

Bald darauf deutete Brauner Schatten mit dem Finger nach oben und sagte: »Himmel.«

»Aha, du willst also weiterlernen.«

Und ob er wollte! Er war fast gierig und wiederholte jedes Wort so lange, bis George zufrieden nickte. Das ging so den ganzen Nachmittag und Abend.

»Sag mal, mein Junge, ich glaube fast, du lernst deshalb so eifrig, damit du mir bald erzählen kannst, was hier los war. So wird es sein.«

Brauner Schattens Eifer hielt auch den nächsten und übernächsten Tag an.

Am dritten Tag verbreiterte sich der Fluss, und die Strömung wurde langsamer. Damit es überhaupt weiterging, war George gezwungen, das Floß mit der Hand fortzubewegen. Das war anstrengende Arbeit. Die Sonne brannte unbarmherzig. Der Schweiß floss in Strömen.

Nachdem er so zehn Stunden gearbeitet hatte, beschloss er, dass es genug war für einen Tag. Er verbarg das Floß in einer versteckten Bucht an einer Flussbiegung. Mächtige Kiefern standen hier. Der Boden war mit Kiefernadeln bedeckt. Es war ein so schönes Plätzchen, wie George es selten gesehen hatte.

»Heute Nacht schlafen wir nicht auf dem Floß«, entschied George. »Wir nehmen unsere Decken und errichten hier ein Lager. Hier können wir uns auch etwas zu essen machen.« Er deutete auf eine Stelle mit viel Unterholz. »Wenn mich nicht alles täuscht, gibt es da Waldhühner. Am besten, wir gehen jetzt jagen, bevor es dunkel wird.«

Er lud sein Gewehr und sie machten sich auf den Weg. Sie waren noch nicht weit gegangen, da flogen vom Fuß eines Baumes vier Truthähne auf.

George legte auf ein junges Tier an, schoss und sah mit Genugtuung, wie der Truthahn zu Boden fiel.

Brauner Schatten rannte los, hob den Vogel auf und brachte ihn triumphierend zurück.

George briet ihn am offenen Feuer, während Brauner Schatten Blaubeeren sammelte.

Sie setzten sich ans Feuer und genossen ihre Mahlzeit. George brachte dem Jungen noch einige neue Wörter bei. »Sterne«, sagte er und zeigte zum Himmel hinauf. »Tausende von Sternen, und irgendwo dahinter ist Gott. Die Schönheit dieses schwarzblauen Himmels ist nichts, verglichen mit dem, was die Bibel uns für die Zukunft verheißt. Hörst du das Säuseln des Windes in den Bäumen und das Schreien der Raben da drüben?«

Bei all dieser Schönheit vergaß George fast, dass er nicht allein war. »Ist das nicht herrlich hier?«

Brauner Schatten störte plötzlich die Ruhe. »Takoma!« George blickte um sich und sah dann den Jungen an. Das Feuer spiegelte sich in seinem Gesicht wider, und seine schwarzen Augen glühten wie Holzkohlenstücke.

»Takoma?«, fragte George kurz. »Takoma kommt?«

»Nein«, antwortete der Junge langsam. »Takoma« – er hob den Kopf, und es schien, als ob er nach einem Wort suchte – »Takoma ... weit. Takoma – Gewehr.« Brauner Schatten machte eine Bewegung, als ob er auf George zielte. »Takoma schießen George.« Der Junge machte eine Pause und suchte offenbar nach Worten, dann zuckte er hilflos mit den Achseln, murmelte ein paar indianische Worte und verstummte dann.

George versuchte, noch etwas aus ihm herauszubekommen, aber der Wortschatz des Jungen war noch zu begrenzt. Es war sinnlos.

George erstickte das Feuer mit Erde. »Wenn Takoma in der Nähe ist und mich erschießen will, dann wäre ich ja ein Idiot, wenn ich ihm auch noch zeigen wollte, wo wir sind.«

Brauner Schatten breitete seine Decke aus, rollte sich ein und war nach zwei Minuten eingeschlafen.

Der Wind ließ nach, es wurde still. George saß mit dem Rücken gegen eine Kiefer gelehnt, betrachtete die Sterne und dachte nach. Er nickte ein, erwachte aber

plötzlich wieder, als eine Eule rief. Eine andere Eule antwortete von der entgegengesetzten Seite, dann noch eine dritte.

Indianer!, schoss es George durch den Kopf. *Ich bin umzingelt!*

Er stand auf, ging zum Fluss und horchte. Nach zehn Minuten hörte er wieder zwei Eulenrufe. *Der eine Ruf kommt näher*, dachte er.

Er wollte gerade sein Gewehr zur Hand nehmen, als er über sich ein leises Flügelschlagen hörte. Die Eule klapperte ein paarmal mit dem Schnabel und stieß dann wieder ihren Ruf aus.

George musste lachen. Erleichtert ging er zum Lager zurück. Er legte sich unter seine Decke, hörte noch eine Weile den Eulen zu und fiel dann in einen tiefen Schlaf.

Als er erwachte, stand die Sonne bereits hoch am Himmel. Er sprang auf die Füße.

»Verschlafen!«, murmelte er ärgerlich und trauerte der verlorenen Zeit nach. »Und heute wollte ich doch besonders früh starten.«

Er drehte sich um und wollte Brauner Schatten wecken. Aber der Junge war nicht da. Seine Wolldecke war sorgsam zusammengefaltet und lag neben dem Gewehr.

Irgendetwas stimmt da nicht, stellte George entsetzt fest. Er lief ans Ufer, wo er das Floß versteckt hatte. Es

war verschwunden. Er schaute den Fluss hinauf und hinunter, aber er sah nur Wasser, in dessen Wellen sich die Sonne spiegelte.

Die verschiedensten Gedanken gingen ihm durch den Kopf. *Vielleicht hat uns Takoma überrascht und Brauner Schatten mitgenommen. Aber er hätte sich dann doch nicht damit abgegeben, die Decke so sorgfältig zusammenzulegen. Brauner Schatten wusste, dass Takoma kommen würde, und ist mit ihm fortgegangen. Das wird es sein. Er ist weggegangen und hat mich verlassen! Das hat er wohl die ganze Zeit über vorgehabt.* George schüttelte zweifelnd den Kopf. Aber würde Brauner Schatten das wirklich tun?

Auf jeden Fall muss ich die Felle wiederhaben. Er ging zum Lager zurück, faltete seine Decke zusammen, nahm auch die von Brauner Schatten, band sie sich auf den Rücken, griff nach dem Gewehr und machte sich auf den Weg flussabwärts.

»Einholen werde ich das Floß schnell, aber was mache ich dann?«

Er musste durch ein Stück Morast gehen und fand zu seiner Überraschung Fußspuren, in die noch das Wasser hineinsickerte. Es waren Spuren von Mokassins.

»Brauner Schatten!« Kein Zweifel.

George bekam neue Hoffnung, die ihn anspornte. »Vielleicht hat sich das Floß losgerissen und treibt weiter,

und Brauner Schatten verfolgt es jetzt. Aber dann hätte er mich doch geweckt.«

George konnte sich keinen Reim darauf machen und ging weiter.

Er war bereits drei Stunden unterwegs, als er ein grasbewachsenes Moor erreichte. Er gönnte sich einige Minuten Ruhe. Suchend schaute er sich um. Da, hatte sich da nicht etwas bewegt?

»Brauner Schatten!«, entfuhr es ihm. Richtig, über dem Gras erschien sein Kopf.

George lief auf ihn zu.

Er hatte etwa die Hälfte der Entfernung zurückgelegt und wollte gerade rufen, als ihn Brauner Schatten entdeckte.

DEM FLOSS NACH

Der Junge legte die Hand auf den Mund und bedeutete ihm, still zu sein. Dann lief er George entgegen. Auf seinem Gesicht lag Erleichterung.

»Was ist denn los? Wo ist das Floß? Was machst du hier?«, fragte George, als er näher kam.

Brauner Schatten legte den Kopf mit einem fragenden Blick zur Seite.

»Ach«, sagte George verzweifelt, »ich vergesse immer wieder, dass du mich nicht verstehen kannst. Floß? Wo ist das Floß?«

Jetzt verstand Brauner Schatten. »Floß«, sagte er und zeigte den Fluss hinunter.

»Takoma – Floß?«, fragte George weiter.

Brauner Schatten schüttelte den Kopf.

»Dann hat sich das Floß also doch losgerissen. Aber warum soll ich dann still sein?« Er schaute zum Fluss hinunter. »Was ist hier nur los? Warum hast du mich nicht geweckt?«

Brauner Schatten verstand ihn nicht.

George gab es auf. »Dann werde ich eben selbst nachschauen.« Er ging langsam weiter.

Brauner Schatten folgte ihm etwa hundert Meter, ver-

langsamte seine Schritte, blieb schließlich ganz stehen und blickte George an.

»Hier ist etwas faul.« George wurde vorsichtig. Der Fluss machte eine Biegung.

George kämpfte sich durch ein feuchtes Stück Land mit hohem Unkraut bis zu einer leichten Anhöhe hinauf. Oben angekommen, blickte er hinunter und blieb stehen.

Da lag das Floß, festgebunden an einen umgestürzten Baum. Am Griff des Steuerruders hing ein Beutel. Ein Kanu war mit Lederriemen am Floß angebunden. Auf dem Floß saß – Duncan Dant, gegen die Felle gelehnt, neben sich die Kiste mit den Vorräten. Er entgrätete gerade einen geräucherten Fisch, stopfte sich einen Bissen in den Mund, kaute und griff nach einer großen, braunen Flasche mit einem weißen Totenkopf darauf. Er hob sie an seine Lippen, trank, rülpste und nahm sich einen zweiten Fisch vor, um ihn zu entgräten.

George rannte hinunter und rief: »So, Sie haben also das Floß gestohlen!«

Duncan Dant ließ den Fisch fallen, ergriff seine Muskete und brüllte: »Ich könnte dich sofort umlegen, Lockan. Ich hätte es schon längst tun sollen. Lass deine Knarre fallen und hau ab, oder ich knall dich nieder!«

George hatte keine andere Wahl. Er ließ sein Gewehr fallen und ging langsam etwa zwanzig Meter zur Seite.

Dant wankte vom Floß, nahm die Waffe an sich, stolperte zurück und schrie: »Mach, dass du wegkommst!«

»Die Felle gehören Ihnen nicht!«, schrie George zurück.

»Dir auch nicht!«, rief Dant herausfordernd.

»Das ist richtig! Sie gehören Carl Ives!«

»Blödsinn! Solange ich auf diesem Floß sitze, gehören sie mir! Solange ich den Brief an Mr Howell habe, gehören sie mir!« Er beugte sich vor und machte das Seil los.

Die Strömung brachte das Floß in Fahrt. Dant ergriff das Steuerruder, nahm Kurs auf die Flussmitte und verschwand aus dem Blickfeld.

Brauner Schatten kam aus seinem Versteck im Gestrüpp.

»Mein junger Freund, mir scheint, dass wir noch nicht genug geprüft worden sind. Jetzt stehen wir ganz schön blöd da. Wenn dieser Gauner Harris Landing erreicht und den Brief vorzeigt und behauptet, er wäre George Lockan, dann habe ich keine Möglichkeit, das Gegenteil zu beweisen. Das bedeutet, dass wir uns das Floß zurückholen müssen. Er ist betrunken, wie gewöhnlich. Wenn er so weitertrinkt, dann macht er vielleicht einen Fehler, und dann werde ich zur Stelle sein.«

Vorsichtig gingen sie weiter.

Bald sahen sie das Floß wieder, das von der Strömung weitergetrieben wurde. Duncan Dant saß auf den Fellen,

in einer Hand das Steuerruder, in der anderen seine Muskete. Von Zeit zu Zeit legte er das Gewehr beiseite, griff nach der Flasche und trank gierig.

Je mehr Zeit verging, desto heißer wurde es. Die Hitze und die ansehnliche Menge Rum, die er schon hinuntergespült hatte, machten Dant müde. Außerdem schwitzte er. Immer wieder wischte er sich mit dem Ärmel seines dreckigen Hemds über die Stirn. Der Kopf fiel ihm auf die Brust. Schließlich war er eingeschlafen.

Das Floß kam vom Kurs ab und trieb ins Schilf.

Das ist meine Chance!, dachte George und griff nach einem kräftigen Stück Treibholz. Dann kroch er zum Schilf. Er war nur noch wenige Meter vom Floß entfernt. Duncan Dant schnarchte laut.

Eine dicke Fliege brummte um George herum. Er schlug nach ihr, verfehlte sie aber. Sie flog noch ein-, zweimal um ihn herum, nahm dann Kurs auf Duncan Dant und landete auf seinem dicken, roten Hals direkt unter dem rechten Ohr.

Dant grunzte laut und hob den Kopf.

George duckte sich.

Dant griff nach der Waffe, blickte wild um sich, beruhigte sich aber, als er nichts entdeckte. Dann nahm er einen langen Zug aus der Flasche und brachte das Floß wieder in die Strömung.

»Das habe ich der Fliege zu verdanken«, seufzte George, während er mit Brauner Schatten die Verfolgung wieder aufnahm.

Der Nachmittag verging. Um ihren Hunger zu stillen, aßen sie Beeren, die sie im Vorbeigehen pflückten.

»Junge, wir müssen etwas unternehmen. Wenn wir so weitermachen, verfolgen wir ihn bis Harris Landing und werden dann dort erst recht nichts erreichen.«

Der Junge blickte George verständnislos an.

»Es tut mir leid, ich wollte dich nicht verwirren.« George strich über die langen, schwarzen Haare von Brauner Schatten. »Aber es ist schön, wenn man mit jemandem reden kann, selbst wenn der andere nichts versteht. Ich werde jetzt weiter den Fluss hinuntergehen und ihm einen Hinterhalt legen. Ich muss versuchen, ihn zu überrumpeln.«

Er verließ das Ufer und lief drei Kilometer landeinwärts, um dann wieder ans Ufer zurückzukehren. Der Fluss ergoss sich in ein flaches, sumpfiges Tal. Der Hauptarm wandte sich nach Osten an einer kleinen Anhöhe vorbei. Dicht am Wasser war ein Baum vom Sturm fast umgeknickt worden. Die Zweige lagen beinahe im Wasser, und der Stamm ragte schräg über den Flussarm.

George beobachtete die Strömung. *Wenn Dant in der schnellsten Strömung weiterfährt, muss er unter diesem*

Baum durch, dachte er. Wenn ich auf den Baum klettere und mich fallen lasse, kann ich ihn überrumpeln. Es ist zumindest einen Versuch wert.

Er versteckte Brauner Schatten im Wald und stieg auf den Baum. Je weiter er kletterte, desto näher reichten die Zweige ans Wasser. Als er weit genug geklettert war, versteckte er sich zwischen den Blättern und wartete.

Bald kam das Floß in Sicht. Duncan Dant blickte um sich, korrigierte die Fahrtrichtung und döste weiter.

»Jetzt hilf mir bitte, Herr!«, betete George still.

Das Floß änderte die Richtung, stieß ans Ufer und legte sich leicht auf die Seite. George wartete gespannt. Der Baum schwankte und ächzte bedenklich unter seinem Gewicht.

Duncan Dant zuckte zusammen und ergriff das Steueruder, während das Floß unter dem Baum hertrieb.

George sprang, fiel zuerst auf Dant und dann auf den Stapel Felle.

Dant schrie auf und schlug mit seiner fleischigen Hand nach Georges Gesicht.

George langte nach der Muskete und packte sie am Lauf.

Dant sah es, stürzte auf ihn und umspannte mit den Händen den Gewehrkolben. »Weg da, Lockan!«, brüllte er. »Jetzt bist du dran!« Er versuchte, die Mündung auf

George zu richten. Aber George kämpfte verbissen, um den Lauf zur Seite zu halten.

Plötzlich löste sich ein Schuss. Die Kugel schlug ins Floß.

George ließ los.

Dant stolperte zurück, verlor das Gleichgewicht und fiel kopfüber von den Fellen hinunter auf den Boden des Floßes. Auf dem Rücken blieb er liegen: Er war halb bewusstlos und gab unverständliche Laute von sich.

George sprang auf, nahm ein Stück Lederriemen und fesselte den Mann an Händen und Füßen.

»Das wird dich dein Leben kosten!«, stieß Dant hervor, als er wieder zu Bewusstsein kam.

Langsam antwortete George: »Es wäre für mich ein Leichtes, Sie jetzt umzubringen, Mr Dant. Viele andere würden das an meiner Stelle tun. Sie wissen es vielleicht nicht, aber Sie verdanken Ihr Leben dem Herrn Jesus. Er hält mich davon ab, Sie zu töten.«

Dants Gesichtsausdruck veränderte sich. »Lockan, lass uns in Ruhe darüber reden. Die Felle hier sind 'ne Menge wert. Das sind erstklassige Felle und mehr, als ich je in meinem Leben auf einem Haufen gesehen habe. Die bringen genug Geld für uns beide. Nimm mir diese verdammten Fesseln ab. Wir können doch zusammenarbeiten. Ich biete dir die Hälfte vom Erlös an.«

George nahm keine Notiz davon. Er zog Dants Kanu näher heran und band es wieder sorgfältig fest. Dann füllte er den Inhalt von Dants Pulverhorn in das seine und nahm die Munition aus der Patronentasche.

»Lockan, hör doch zu! Ich rede mit dir! Ich gebe dir drei Viertel vom Erlös. Lockan, hör doch zu, verdammt noch mal!«

George legte die Muskete und einen kleinen Vorrat an Verpflegung auf den Boden des Kanus. Dann nahm er das Paddel und brachte es ins Zelt, wo er auch sein eigenes Gewehr wiederentdeckte.

»Was hast du mit mir vor?«, jammerte Dant.

»Ich werde Sie in Ihr Kanu legen«, antwortete George. »Ich gebe Ihnen genug Verpflegung für etwa einen Tag mit. Es reicht schon kaum für uns.«

»Lockan«, bat Dant, »lass mich die Felle für dich verkaufen. Wir kaufen dann Rum dafür und verkaufen den wieder mit großem Gewinn. Verstehst du? Ich habe nie so viel Geld gehabt, um große Geschäfte machen zu können.«

George begann, Dants Fesseln so zu binden, dass er nach einer gehörigen Portion Anstrengung in der Lage sein würde, sich zu befreien.

»Lockan, kapierst du denn nicht?«

»Ich weiß nur eins, Mr Dant: Sie brauchen Hilfe, Sie

brauchen Gott. Die meiste Zeit über sind Sie so betrunken, dass Sie nicht wissen, was Sie tun.«

»Predige mich nicht an, Lockan. Ich hab schon genug davon von Carl und Watson. Bind mich los! Verkauf die Felle! Gib mir nur einen Zehntel und du bist mich für immer los!«

George rollte den schweren Körper an den Rand des Floßes.

»Lockan, wenn du das tust, werde ich dich verfolgen, bis ich dir eine Kugel verpasst habe. Du wirst keine Ruhe mehr haben. Die Fesseln sind viel zu fest. Ich werde hier liegen und verhungern!«

George schob so lange, bis der Mann ins Kanu rollte.

Dant versuchte es noch einmal. »Lockan, lass mich gehen! Lass mich frei! Nimm die Felle und verkauf sie! Und dann verschwinde mit dem Geld. So eine Gelegenheit kommt nie mehr wieder.«

»Ich weiß nicht, was ich Ihnen noch sagen soll, Mr Dant. Lassen Sie mich einen Vers aus der Bibel zitieren. In 4. Mose 32,23 steht, »dass eure Sünde euch finden wird«. Sie können Gott nicht davonlaufen, Mr Dant. Es gibt keinen Ort auf der Welt, wo er Sie nicht finden würde.«

»Verdammt noch mal, gib mir meine Rumflasche und lass mich in Ruhe!«

George hob die Flasche auf, zog den Korken heraus und goss den Inhalt in den Fluss.

Dant konnte es nicht fassen. »Mensch, das ist doch Rum, den kannst du doch nicht einfach wegschütten!«

Die leere Flasche legte George ins Kanu.

Dant platzte fast vor Wut. »Du zitierst hier Bibelsprüche, Lockan, aber du bist ein Dieb! Du hast mein Pulver gestohlen, du hast meine Munition gestohlen, du hast mein Paddel gestohlen und du hast meinen Rum gestohlen! Du bist ein Dieb!«

George stieß das Kanu in ein Stück Sumpf. »Wenn mich das zu einem Dieb macht, dann bin ich eben einer. Aber wenn ich Ihnen die Sachen gelassen hätte, hätten Sie den Spieß umgedreht. Das wissen Sie genau. Abgesehen davon habe ich dafür mit der Verpflegung bezahlt, die ich Ihnen überlassen habe. Jetzt habe ich aber noch eine Frage: Woher wussten Sie, dass ich nicht in den Flammen umgekommen bin?«

»Das wirst du nie von mir erfahren, Lockan. Ich bin dir gestern den ganzen Nachmittag gefolgt und habe beobachtet, wo du das Floß versteckt hast. Ich hätte dich hundertmal umbringen können.«

George stieß das Floß wieder in die Strömung und setzte die Fahrt fort.

Nach vierhundert Metern tauchte Brauner Schatten

am Ufer auf. Er schwamm einige Züge durchs Wasser und kam an Bord.

»Brauner Schatten, jeden Tag lerne ich etwas dazu. Wir haben einen Fehler gemacht. Und weil nur ein Narr einen Fehler zweimal begeht und ich kein Narr sein will, werden wir ab sofort die Augen offen halten nach so Leuten wie Duncan Dant!«

Am nächsten Tag sahen sie die ersten Anzeichen von Zivilisation. Kurz nach 15 Uhr kamen sie an einem Kornfeld vorbei. George versteckte Brauner Schatten im Zelt. »Dich braucht ja nicht gleich jemand zu sehen.«

Nach einigen Kilometern sahen sie das erste Haus. Es gehörte zu einer Farm. Vor einer Scheune spannte ein Mann gerade die Pferde an.

»Wie weit ist es noch bis Harris Landing?«, rief George hinüber.

»Drei, höchstens vier Kilometer!«, kam die freundliche Antwort zurück.

Nachdem sie wieder ein Stück weitergetrieben waren, legte George am Ufer an. »Ich möchte nicht, dass dir etwas passiert. Am besten verstecke ich dich unter den Kiefern dort, bis ich dich wieder abhole.« Die Vorratskiste und die Woldecken brachte er ans Ufer.

Brauner Schatten hatte bald verstanden, was George vorhatte, und war gar nicht begeistert. Er hielt sich am

Zelt fest und sagte immer wieder: »Nein, nein, nein!«, wobei er heftig den Kopf schüttelte. »Brauner Schatten – George! Brauner Schatten – George!«

George löste den Griff des Jungen und trug ihn zur Vorratskiste. Er setzte ihn auf den Boden, aber kaum hatte er sich umgedreht, da saß der Junge schon wieder im Zelt.

George bat und bettelte, doch ohne Erfolg. Schließlich gab er seinen Plan auf. Er stapelte die Felle so, dass für Brauner Schatten eine kleine Öffnung blieb, in der er sich verstecken konnte.

Mit dankbarem Gesichtsausdruck kletterte der Junge hinein.

»Das ist Blödsinn, mein Junge! Aber wir haben bisher alles gemeinsam durchgestanden, dann wollen wir es jetzt auch tun.«

George verdeckte die Öffnung mit einem Hirschfell und trug die Vorratskiste und die Wolldecken wieder zurück zum Fluss.

Bevor er wieder ablegte, kniete er nieder. »O Herr, ich möchte mich nochmals deiner Führung anbefehlen.« Er betete noch eine Weile, wobei er für die bisherige Bewahrung dankte und um einen guten Abschluss der Reise bat.

Die Felder wurden häufiger und bald kamen sie an eine Hütte am Ostufer. Direkt vor der Hütte mündete ein brei-

ter Bach in den Fluss. Ein junger Mann in Georges Alter war damit beschäftigt, eine Axt zu schärfen.

»Hallo!«, rief George. »Wie weit ist es noch bis Harris Landing?«

»Nur noch um die Flussbiegung herum«, antwortete der Junge.

»Hast du was dagegen, wenn ich hier einige Zeit anlege?«

»Nein. Komm ruhig her!«

George stakte das Floß den Bach hinauf, bis es vom Fluss aus nicht mehr zu sehen war.

Der junge Mann hielt mit dem Floß Schritt.

»Ich heiße George Lockan.«

»Und ich Matt Hawkins.«

»Kennst du Jonathan Howell?«

»Natürlich. Er wohnt in der Stadt. Kauft mir alle Felle ab. Er hat den größten Laden in der ganzen Gegend.«

»Genau den Mann suche ich«, sagte George. »Könntest du ihm einen Brief überbringen und ihn hierher holen?«

»Das wird sich schon machen lassen«, antwortete Matt überrascht. »Aber warum fährst du mit deinem Floß nicht runter bis zur Anlegestelle direkt vor seinem Laden?«

»Ich habe meine Gründe dafür. Aber es ist wichtig, dass Mr Howell diese Felle bekommt.«

»Ist wohl jemand hinter dir her, was? Hast du sie etwa gestohlen?«

»Matt, ich kann dir jetzt nicht jede Kleinigkeit erzählen.« George dachte dabei an Brauner Schatten. »Wir machen einen Handel. Du bringst Mr Howell her und ich gebe dir dieses Floß, sobald es entladen ist.«

Matts Gesicht entspannte sich. »Der Handel ist nicht schlecht. Du scheinst ein ehrlicher Kerl zu sein, und wenn du mit Mr Howell Geschäfte machst, musst du anständig sein. Ich hole ihn. Gib mir den Brief.«

Matt rannte in eine Holzscheune und erschien wenig später mit einer alten Stute. Er stieg auf und ritt auf einem schmalen Weg nach Süden.

George streckte sich auf den Fellen aus und wartete.

Bald kam Matt mit einem zweiten Reiter zurück. »Hier ist Mr Howell.«

Mr Howell war ein Mann über siebzig, groß und kantig, sein Gesicht von Sonne und Wind gebräunt. Seine Augen leuchteten, als sein Blick auf George und sein Floß fiel. Sein dichtes Haar war weiß, ebenso sein Kinnbart. Er stieg vom Pferd. »Matt hat mir erzählt, dass ich sofort kommen sollte.«

»Ich möchte so schnell wie möglich diese Felle loswerden.«

»Matt und ich haben uns gewundert. Du hättest doch

unten an die Anlegestelle kommen können. Carl Ives muss dir das doch gesagt haben.«

»Das ist richtig, aber ich hatte meine Gründe, es nicht zu tun.« George zögerte und warf einen Blick auf Matt.

Mr Howell bemerkte den Blick und sagte: »Matt, bring doch eben mein Pferd rüber zur Scheune und bürste es ab.«

»Mach ich, Mr Howell«, sagte Matt widerstrebend.

Als Matt verschwunden war, fing George an zu reden. »Ich muss Ihnen vertrauen können, Mr Howell. Ich werde Ihnen von Anfang an erzählen, was geschehen ist.« Er berichtete seine Erlebnisse und schloss mit den Worten: »Und jetzt habe ich den Indianerjungen zwischen den Fellen versteckt.« Er hob das Hirschfell an einer Ecke an und zeigte den zusammengerollt schlafenden Jungen. »Ich wollte nicht, dass ihn nach all dem, was geschehen ist, jemand sieht.«

»Mein Junge, ihr habt eine Menge durchgestanden«, sagte Mr Howell. »Ich bin froh, dass du mir das anvertraut hast. Auch in unserer Stadt sind wahrscheinlich Leute, die ihn am liebsten töten würden. Aber meine Frau Sarah wird den Jungen gerne aufnehmen. Vor vielen Jahren hat sie an einer Missionsschule unterrichtet. Sie hat dort eine Klasse mit Indianern gehabt, die sie wie ihre eigenen Kinder liebte. Bleibt jetzt hier! Ich reite zur

Stadt zurück und werde heute Abend, wenn es dunkel ist, einen Wagen mitbringen, auf den wir die Felle umladen.«

In der Dämmerung kehrte Mr Howell zurück. George packte Brauner Schatten in eine Wolldecke ein und legte ihn unter die Sitzbank.

Einige Minuten später erschien auch Matt und half, die Felle umzuladen. Von dem Indianerjungen entdeckte er nichts. Als sie mit der Arbeit fertig waren, nahm er das Floß in Besitz.

Es war noch früh am Abend, als sie die Küche der Howells betraten.

»Es ist schon lange her, dass ich die Sprache der Indianer gesprochen habe, aber ich habe zehn Jahre lang mit ihnen so gut wie zusammengelebt«, sagte Mrs Howell.

Nun sprach sie mit einer sonderbaren, kehligen Stimme.

Gespannt blickte Brauner Schatten sie an.

DAS IST DOCH MEINE BECKY!

Mrs Howell wandte sich erfreut und überrascht an George. »Er versteht mich! Und ich verstehe ihn! Was soll ich ihn fragen?«

George legte seine Gabel neben den Teller und beugte sich vor. »Ich habe tausend Fragen. Bitte fragen Sie ihn nach dem Namen seines Stammes.«

Mrs Howell fragte Brauner Schatten, horchte auf die Antwort und sagte: »Er ist ein Tuscarora.«

»Die Tuscaroras sind Freunde der Siedler!«, entfuhr es George. »Ich dachte immer, er wäre ein Seneca oder Mohawk, weil diese Stämme den Siedlern feindlich gegenüberstehen und er bei Takoma war, einem Indianer, der in Greenfield einen Mann umgebracht hat. Wenn sie Tuscaroras sind, warum haben sie dann das getan?« Er machte eine Pause und sagte dann nachdenklich: »Fragen Sie ihn, ob Takoma sein Vater ist.«

Brauner Schatten beantwortete diese Frage sehr ausführlich. Mrs Howell übersetzte seine Angaben. »Nein, aber es gibt eine Erklärung zu deiner Frage. Die Eltern von Brauner Schatten sind tot. Takoma ist ein Mohawk und hat mit einer Gruppe englischer Soldaten vor zwei Jahren das Dorf überfallen, in dem Brauner Schatten gelebt hat,

und dabei seine Eltern getötet. Takoma hat ihn gefangen genommen. Der Mann, den er in Greenfield umgebracht hat, hatte zuvor aus irgendeinem Grund Takomas Frau getötet. Soviel ich verstanden habe, ist Takoma einer der gefürchtetsten Indianer weit und breit, sogar unter den Indianern selbst.«

»Wo war Takoma, als ich Brauner Schatten einfing?«, fragte George.

Nach einer Weile konnte Mrs Howell berichten: »Brauner Schatten war krank. Takoma ging nach Norden, um sich einem Überfallkommando anzuschließen. Er überließ den Jungen sich selbst, weil er zu schwach war, um die Reise mitzumachen. Offenbar hast du den kleinen Kerl einen Tag vor Takomas Rückkehr gefangen.«

»Woher wusste Takoma, wo er nach dem Jungen suchen musste?«

»Er fand deine Fußabdrücke und schloss daraus, dass du aus Greenfield wärst. Er ging hin und fragte dort einen Mann nach dir.«

»Takoma hat einen Freund unter den Siedlern?«, fragte George verblüfft.

»Genau.«

»Aber wer soll das denn sein?«

»Der gleiche Mann, der versucht hat, die Felle zu stehlen«, antwortete Mrs Howell.

»Duncan Dant?«, rief George erstaunt.

Wieder wandte sich Mrs Howell an Brauner Schatten und unterhielt sich eine Weile mit ihm.

»Du hast recht«, antwortete sie dann auf Georges Frage.

»Das heißt, dass Duncan Dant ein Verräter ist!«

»Ja, er hat viele Jahre lang Gewehre an die Indianer verkauft. Offenbar kennt Takoma ihn gut.«

George konnte es kaum fassen. »Und er gibt vor, die Indianer zu hassen! Er war es, der versucht hat, Brauner Schatten zu töten.« Noch ein anderer Gedanke kam ihm. »Mr Watson hat mir erzählt, die Leute in Greenfield hätten geglaubt, wir beide wären bei dem Brand umgekommen. Wie hat Dant herausgefunden, dass wir leben?«

»Nach dem, was Brauner Schatten sagt, haben sie das nur zuerst gedacht. Es wurde bald bekannt, dass ihr entkommen und flussabwärts gefahren seid. Takoma ist euch gefolgt, und den Rest kennt ihr.«

»Fragen Sie bitte Brauner Schatten, warum wir an jenem Felsbrocken so lange festliegen mussten.«

Wieder übersetzte Mrs Howell Frage und Antwort. »Takoma befahl Brauner Schatten, so lange zu warten, bis er zurückkäme. Er drohte, euch sonst zu verfolgen und zu töten. Zuerst hatte er vor, dich zu beseitigen und

die Felle zu stehlen, aber dann vermutete er wohl, dass du hierher nach Harris Landing kommen würdest, um sie zu verkaufen und dafür Geld zu nehmen. Er fuhr nach Greenfield zurück, redete mit Duncan Dant und erfuhr, dass er recht hatte. Du solltest die Felle verkaufen und dafür Vorräte mitbringen. Das passte genau in seinen Plan, da er an den Vorräten noch mehr interessiert war als an dem Geld, deshalb er schloss mit Brauner Schatten einen Handel ab.«

»Was für einen Handel?«

»Er war damit einverstanden, euch laufen zu lassen, wenn der Junge versprach, dich in eine Falle zu locken.«

»Was für eine Falle?«

»Brauner Schatten sollte bei dir bleiben, während du die Felle verkaufst und dafür Vorräte einhandelst. Dann sollte er mit dir in Richtung Greenfield fahren. Takoma will dich dann auf dem Rückweg überfallen, dich beiseiteschaffen, die Waren und eventuell das Geld stehlen und den Jungen wieder mitnehmen.«

»Und Brauner Schatten war damit einverstanden?«, fragte George traurig.

»Er war damit einverstanden, weil Takoma dich sonst auf dem Floß getötet hätte. Deshalb hat Brauner Schatten ihn in dem Glauben gelassen, dass er ihm helfen würde. Er dachte, er könnte genug von deiner Spra-

che lernen, um dich rechtzeitig vor dem Überfall zu warnen.«

»Ach, deshalb hat er so eifrig gelernt!«

»Ja«, sagte Mrs Howell, »und er ist überglücklich, dass ich seine Sprache kenne und dir das alles erzählen kann.«

George überlegte. »Aber woher hat Duncan Dant alles erfahren, um es Takoma weitererzählen zu können? Carl Ives oder Mr Watson haben ihm das doch sicher nicht erzählt!«

»Das weiß Brauner Schatten auch nicht.«

George ging noch einem anderen Gedanken nach. »Warum hat Brauner Schatten mich nicht geweckt, als das Floß gestohlen wurde? Warum ist er Duncan Dant allein gefolgt?«

Brauner Schatten erzählte wieder eine Weile, nachdem Mrs Howell ihn gefragt hatte. Dann übersetzte sie. »Es war finstere Nacht. Brauner Schatten wachte auf und hörte jemanden am Floß. Er dachte, es wäre Takoma, und er hätte seine Pläne geändert und wollte jetzt schon die Felle stehlen. Der Junge war überzeugt, dass dich Takoma sofort töten würde, wenn du dazugekommen wärst.«

George dachte einen Moment nach. »Dann muss Duncan Dant mit Takoma ein doppeltes Spiel getrieben haben. Er wollte nun selbst mit den Fellen verschwinden.«

»Genau das vermutet der Junge auch.«

»Wo will Takoma uns auf der Rückfahrt auflauern?«

»Er will an der Straße dreißig Kilometer südlich von Greenfield auf euch warten, da er vermutet, dass ihr dort mit dem Wagen zurückkommt.«

Mr Howell schaltete sich ein. »Takoma wird eine große Überraschung erleben. Wir werden euch mit dem Kanu zurückschicken, George. Du kannst Carl dann ausrichten, dass wir ihm in ein paar Wochen die Waren bringen werden.«

»Aber dann überfällt Takoma am Ende Sie«, warf George ein.

»Keine Sorge! Ich nehme ein paar bewaffnete Männer mit.«

Sie redeten und erzählten bis tief in die Nacht. Schließlich schlief Brauner Schatten ein.

Am nächsten Tag erfuhr George mit Mrs Howells Hilfe weitere Einzelheiten. Der Junge war etwa zwölf Jahre alt. Sein eigentlicher Name war »Kleiner Baum«, aber er wollte weiter »Brauner Schatten« genannt werden, da ihm der Name besser gefiel.

George bat: »Mrs Howell, sagen Sie dem Jungen bitte, dass ich ihn sehr gernhabe. Sagen Sie ihm auch, dass ihn mein Vater im Himmel liebt und dass ich gern möchte, dass er es lernt, auf Gott zu vertrauen.«

Mrs Howell übersetzte. Dann antwortete Brauner Schatten und Mrs Howell wandte sich wieder George zu. »Er sagt, dass er auch den Großen Geist liebt.«

»Aber er kennt Jesus nicht«, sagte George. »Sagen Sie ihm doch, dass alle Menschen Sünder sind.«

Die Antwort war: »Brauner Schatten glaubt auch, dass alle Böses getan haben.«

»Dann erzählen Sie ihm, dass jeder Mensch einen Erretter braucht und dass Gott seinen einzigen Sohn als Erretter zu uns gesandt hat.«

»Brauner Schatten«, gab sie zur Antwort, »trägt verbrannte Haare eines Hundes bei sich, um Gott gnädig zu stimmen. Einmal hat er auch einen Fuß ins Wasser getaucht, weil er etwas Böses getan hatte. Er sagt, dass das die Überlieferung seiner Väter ist und dass er nichts von Gottes Sohn weiß. Er hat noch nie von ihm gehört.«

Sie unterhielten sich fast den ganzen Nachmittag. Als es Zeit zum Abendessen wurde, sagte Mrs Howell: »Ich habe mein Bestes getan, um ihm alles zu erklären, George. Du musst geduldig sein. Es ist für ihn nicht leicht, das alles zu verstehen.«

Sie verbrachten noch einen vergnüglichen Abend und gingen dann früh zu Bett. Mr Howell hatte ein Kanu mit Lebensmittelvorräten, Decken und einigen neuen Kleidungsstücken für Brauner Schatten bereitgestellt.

Am nächsten Morgen verließen sie Harris Landing in aller Frühe, sodass sie von niemandem gesehen wurden.

Die Rückfahrt verlief ohne Zwischenfall. Die meiste Zeit verging mit dem Unterricht für Brauner Schatten.

Etwa fünf Kilometer unterhalb von Greenfield stießen sie auf eine Felswand. George und Brauner Schatten stiegen hinauf und entdeckten einen mehrere Meter breiten Sims, der zu einer Art Höhle führte, die vom Fluss aus nicht eingesehen werden konnte.

»Brauner Schatten bleibt hier«, sagte George. »Männer in Greenfield wollen Brauner Schatten töten. George kommt bald wieder.«

Zunächst verstand der Junge nicht, was George vorhatte. Aber dann versuchte er, George klarzumachen, dass er damit nicht einverstanden war.

»Du kannst nicht mit. Ich möchte nicht, dass dir etwas passiert!«

Schließlich gab Brauner Schatten nach und sie brachten zusammen die Lebensmittel und die Decken ins Versteck.

George wartete mit dem letzten Teil der Reise, bis es dunkel war. Er versteckte das Kanu, umging die Siedlung und klopfte spätabends an die Tür der Watsons.

Carl saß noch bei einem kleinen Abendessen mit ihnen zusammen. Nur Maud war nicht da.

»George!«, rief Carl überrascht. »Ich habe dich erst in zwei Wochen zurückerwartet. Wo ist Brauner Schatten? Und wo hast du die Waren?«

George berichtete von seinen Erlebnissen.

Als er geendet hatte, schüttelte Carl den Kopf. »Woher hat Duncan Dant das gewusst, dass ihr nicht tot wart? Das möchte ich doch gern wissen! Etwa einen Tag lang war er verschwunden, aber jetzt ist er wieder da und prahlt lautstark damit, dass er dich suchen will.«

»Ich vermute, dass uns niemand glauben wird, dass Duncan Dant ein Verräter ist«, sagte Mr Watson nachdenklich.

»Nicht, wenn wir es sagen«, stimmte Carl zu.

Als die Unterhaltung etwas ruhiger wurde, fragte George Mrs Watson schüchtern: »Wo ist Maud?«

»Mrs Mason hat gestern ein Baby bekommen und Maud bleibt einige Tage bei ihr.«

»Aha«, sagte George nur und versuchte, seine Enttäuschung zu verbergen.

»George, wir freuen uns, dass du wieder da bist«, sagte Carl. »Mr Watson und ich bauen noch an dem neuen Laden und können Hilfe gut gebrauchen.«

»Takoma«, warf George ein, »wird wütend sein, wenn er erfährt, was geschehen ist. Er möchte dem Jungen und

mir gern an den Kragen. Deshalb werde ich etwa eine Woche bei euch bleiben, aber ich kann Brauner Schatten nicht zu lange allein lassen. Immerhin könnte Takoma ihn finden.«

George arbeitete mit den beiden Männern zwei Tage lang am Neubau des Geschäfts. Am Mittag des zweiten Tages beschäftigte er sich damit, die Rinde von den Baumstämmen abzuschälen, während Carl und Mr Watson eine neue Wagenladung aus dem Wald holten.

Plötzlich stand Duncan Dant vor ihm. »Du hast mich reingelegt, Lockan, aber dein Trick hat nicht lange gehalten.«

»Ich bin überrascht, dass Sie so viel Mut hatten, hierher zurückzukommen, wo Sie doch so ein guter Freund des Indianers sind, der Tildies Mann getötet hat.«

»Außer dir weiß das niemand.«

»Carl Ives weiß es. Und die Watsons wissen es. Ich habe sie informiert.«

»Hier im Städtchen glaubt euch doch keiner«, sagte Dant zuversichtlich. Er kam näher. Eindringlich schaute er George in die Augen. »Lockan, sag mir, was du mit dem kleinen Indianer gemacht hast! Hast du ihn in Harris Landing gelassen oder ist er bei den Watsons?«

»Das werde ich Ihnen nie sagen«, entgegnete George entschlossen.

»Du solltest es aber lieber tun. Takoma ist hereingelegt worden und Takoma lässt nicht mit sich spaßen.«

»Und was wäre, wenn er wüsste, dass Sie versucht haben, ihn hereinzulegen und sich die Felle unter den Nagel zu reißen?«

»Das wäre mein sicherer Tod. Aber er wird es nicht erfahren, weil du es ihm nicht erzählen wirst. Komm, Lockan, lass uns die Vergangenheit vergessen. Sag mir, wo du den kleinen Indianer versteckt hast.«

»Warum wollen Sie das denn unbedingt wissen?«

»Takoma will es wissen.«

»Und er hat Ihnen gedroht, wenn Sie es nicht herausfinden?«

»Du sollst alles erfahren. Er hat dir auch gedroht. Wenn er den Jungen nicht bekommt, kommen wir beide in Schwierigkeiten.«

»Ich werde ihn nicht verraten, nur um Ihre oder meine Haut zu retten.«

»Ich habe dich gewarnt, Lockan. Wenn du diesen Takoma so gut kennen würdest wie ich, dann würdest du deinen Hals nicht riskieren, nur um diesen dreckigen Indianer zu retten.«

»Es hat keinen Sinn weiterzureden. Sie können mich doch nicht verstehen«, schloss George die Unterhaltung.

Nach dem Abendessen war George vor dem halbfertigen Laden damit beschäftigt, aus Holzklötzen Dachschindeln zu bauen, während Carl und Mr Watson im Wald waren, um eine weitere Ladung Baumstämme zu holen. Nach Einbruch der Dunkelheit wollte er zum Fluss, um zu sehen, wie es Brauner Schatten ging.

Plötzlich hörte er hinter dem Haus Schritte. Um die Ecke kam Duncan Dant gestolpert, so schnell er nur konnte. Bei jedem Schritt schnaufte er vor Anstrengung wie eine Lokomotive. Er ließ sich auf einen Baumstamm fallen, holte tief Luft und zog sich einen Dorn aus dem Daumen. Seine Stiefel waren voller Dreck. Seine Hose war bis oben hin durchnässt. Schweiß rann über sein gerötetes Gesicht. Das Hemd klebte ihm am Rücken. Er holte noch einmal tief Atem und stieß ihn geräuschvoll wieder aus. »Lockan, komm sofort zum Anlegeplatz!«, keuchte er.

»Was ist denn los?«, fragte George misstrauisch.

Dant erhob sich, noch immer nach Atem ringend, und stolperte weiter. »Zum Anlegeplatz! Los, zum Anlegeplatz!« Seine Augen waren vor Erregung weit aufgerissen. »Da gibt's was, was du sehen musst!«

George zögerte. Dann dachte er an Brauner Schatten. Hatte Dant ihn vielleicht entdeckt? Er ließ die Werkzeuge fallen und lief die Straße hinunter.

Als er um eine Ecke bog, bot sich ihm ein Bild des Friedens. Fast jeder in der Stadt genoss die kühle Abendluft, die vom Fluss heraufzog.

George war erleichtert, blieb stehen und überlegte: *Was hat er denn nur?*

Duncan Dant lief weiter zum Anlegeplatz, wo einige Männer und Jungen angelten. Dann entdeckte George seinen alten Freund Wilt und ging auf ihn zu.

»Hallo, mein Jungel!«, begrüßte ihn Wilt. »Habe gehört, dass du wieder da bist. Wollte schon mal raufkommen und mich mit dir unterhalten. Habe nachgedacht und glaube, dass du vielleicht gar nicht so unrecht damit hattest, dass Gott die Menschen ...«

Weiter kam Wilt nicht. Ein Mädchen, das am Ende des Anlegestegs Fische säuberte, stieß einen furchtbaren Schrei aus. Eine tödliche Stille trat ein.

Wie gebannt starrte sie über den Fluss.

George folgte ihrem Blick.

Am anderen Ufer stand Takoma. An der linken Hand hielt er ein kleines, blondes Mädchen, das ungefähr sechs Jahre alt sein musste. Mit der rechten hielt er ihr den Mund zu.

Eine Frau schrie heiser: »Das ist doch meine Becky!«

Takoma hockte sich hinter das Mädchen.

Einer der Männer auf dem Landesteg hob sein Gewehr,

aber eine Stimme warnte ihn: »Nicht schießen! Du triffst sonst die Kleine!«

Dann war alles wieder still.

Duncan Dant stolperte vorwärts und stand am Ufer. Takoma sagte einige Worte in seiner Stammessprache und verschwand wieder im Wald.

Duncan Dant drehte sich um. »Bleibt alle hier! Ich weiß, was er gesagt hat.« Er ging zur Kneipe, stieg die Stufen hinauf und lehnte sich an das Geländer. »Ihr wisst, dass dieser Indianer Tildies Mann getötet hat.« Er schnappte nach Luft und fuhr langsam fort: »Und jetzt wird er wieder töten. Diesmal aus Rache.«

Duncan Dant drehte sich um und sah George an der Ecke eines Hauses stehen. »Du bist schuld, Lockan. Du hast den Sohn dieses Mannes gestohlen. Jetzt will er ihn zurückhaben!« Seine Stimme wurde schrill. »Er will den Indianerjungen zurückhaben! Wenn er ihn nicht bis morgen Abend hat, wird er Becky töten. Lockan, du versteckst den Jungen irgendwo. Du weißt, wo er ist. Wenn du ihn uns nicht übergibst, bist du schuldig am Tod dieses Mädchens!«

Wilt sprang neben Duncan Dant. »Wir verschwenden Zeit, Männer. Holt Pferde und Hunde! Dieser Rothaut werden wir's zeigen!«

George wartete nicht länger und stürzte eilig davon.

Über dem allgemeinen Durcheinander war Dants Stimme zu hören: »Haltet George Lockan!«

Andere nahmen den Schrei auf.

George rannte zum Wald, warf einen Blick über die Schulter zurück und sah eine Anzahl Männer und Jungen, die ihm nachjagten. So schnell er konnte rannte er die Anhöhe hinauf in Richtung Norden, bis ihn seine Verfolger nicht mehr sehen konnten. Dann schwenkte er nach Süden, um sie so von seiner Spur abzubringen.

Er glaubte schon, er hätte es geschafft, als jemand rief: »Holt die Hunde! Setzt sie auf seine Fährte!«

George nutzte die Verzögerung und lief weiter, bis er an eine tiefe Schlucht kam. Er kletterte hinab, sprang in den Bach und folgte ihm bis zum Fluss. Von dort aus schwamm er weiter flussabwärts. *Wenigstens können die Hunde meine Fährte im Wasser nicht verfolgen*, dachte er.

Einige Kilometer unterhalb von Greenfield mündete ein zweiter schmaler Gebirgsbach in den Fluss. George watete ihn hinauf, bis er an eine Kiefer kam, die am Ufer wuchs. In der Mitte des Baches legte er mehrere Steine aufeinander, bis er den untersten Ast mit den Händen erreichen konnte. Mit den Füßen stieß er dann die Steine wieder ins Wasser und zog sich hoch, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Durch das Laufen und Schwimmen und nicht zuletzt durch die Aufregung war George am Ende seiner Kraft. Völlig außer Atem hielt er den Stamm mit beiden Armen umklammert. Die Knie zitterten, sein Herz hämmerte gegen die Brust. Er bekam kaum Luft. Mit den Fingern grub er sich in die raue Rinde ein. Seine nassen Kleider klebten ihm am Leib, die Haare hingen ihm wirr ins Gesicht.

Allmählich versuchte er, seine Selbstbeherrschung wiederzuerlangen. Innerlich schrie er zu Gott um Hilfe.

Plötzlich drang das Lied eines Vogels an sein Ohr.

George blickte durch die Zweige und sah auf einem Ast einen Zaunkönig sitzen, der seinen Kopf zurückwarf und aus voller Kehle sein Liedchen sang. Der Bach unter ihm plätscherte leise über die Steine. Die Abendsonne warf lange Schatten auf das vom Wind gekräuselte Wasser des Flusses. Die ganze Natur atmete Ruhe und Frieden. George empfand schmerzlich den krassen Gegensatz zwischen dieser Ruhe und der Unruhe in seinem Innern.

Als er sich einigermaßen erholt hatte, kletterte er den Baum hinauf und ließ sich in einer Astgabel nieder.

Der Abendwind trug Hundegebell und rufende Männerstimmen an sein Ohr. Man folgte seiner Spur den Berg hinauf. Auch auf der anderen Seite des Flusses suchten einige Hunde. *Sie verfolgen Takoma*, dachte er.

Hoffentlich finden sie ihn. Was ist das für eine Rache, die arme kleine Becky zu fangen! Verzweifelt schüttelte er den Kopf. Und ich bin schuld daran! Wenn ich Brauner Schatten an Takoma ausliefere, wird er ihn sofort töten. Wenn ich es aber nicht tue – was wird dann aus der kleinen Becky?

George spitzte die Ohren. Vom Fluss klangen gedämpfte Stimmen herüber. Er konnte ein Kanu sehen. Duncan Dant saß vorne, eine Muskete in der Hand, und beobachtete einige Hunde, die am Ufer entlangliefen. In der Mitte hockte ein hagerer junger Mann, den George nicht kannte, und ruderte aus Leibeskräften. Hinten im Boot saß ein dritter Mann. Ihn hatte George am Tag seiner Ankunft vor Tildies Kneipe gesehen.

Sie kamen näher und George konnte ihre Worte verstehen.

»Wir hätten ihn gleich umlegen sollen, als wir ihn das erste Mal sahen. Solchen Leuten kann man nie trauen.« Das war die angetrunkene Stimme Duncan Dants. Nach einer Pause brüllte er: »Diese dämlichen Hunde! Wann finden die denn endlich eine Spur?«

»Er hat sicher irgendwo ein Kanu versteckt gehabt«, sagte der junge Mann. »Und jetzt ist er vielleicht schon ein ganzes Stück weiter den Fluss hinab.«

Die Hunde erreichten die Mündung des Baches.

George hielt den Atem an.

Zwei Hunde suchten das Ufer ab, kamen fast bis zu der Kiefer, auf der er saß, drehten dann aber um und wateten durch den Bach zu den anderen zurück.

Das Kanu fuhr weiter. Bald hatte George es aus den Augen verloren. Erleichtert atmete er auf.

Als es Abend wurde, kam das Kanu zurück. George hörte die Ruderschläge und sah die Silhouetten der vorgebeugten Männer im Boot.

Bald darauf erschienen die ersten Sterne. Der Mond verbreitete ein fahles Licht. Auf der Höhe des Hügels bellte kläglich ein Fuchs. Am Flussufer war ein Waschbär zu hören. Die Nacht brach herein und hüllte alles in Dunkel.

Eine Stunde verging. George war noch immer verzweifelt. Er wusste nicht, wie es weitergehen sollte. *Hier kann ich nicht bleiben. Das Beste wird sein, ich gehe zu Brauner Schatten und versuche, ihm zu erklären, was geschehen ist.*

Er kletterte den Baum hinab, sprang in den Bach, folgte ihm bis zum Fluss und watete im seichten Wasser bis an die Felswand. Er kletterte hinauf und erreichte das Versteck.

»Brauner Schatten!«, rief er leise. Er bewegte sich langsam vorwärts. »Brauner Schatten! Wo steckst du denn?«

Keine Antwort. Brauner Schatten war verschwunden.

WIR KÖNNEN NICHT HIERBLEIBEN!

George stand im Mondlicht und suchte das Versteck nach einer Spur des Jungen ab. Die Decken lagen unordentlich unter den überhängenden Felsen. Die Lebensmittel waren sorgfältig in einer Spalte versteckt, um sie vor Regen, Sonne und Tieren zu schützen.

Immer wieder rief George leise »Brauner Schatten«, aber er erhielt keine Antwort.

Ein Gedanke stieg in ihm auf. Sollte der Junge wegelaufen sein? Aber dann hätte er doch die Decken und die Lebensmittel mitgenommen. *Vielleicht ist er den Felsen hinuntergeklettert und jemand hat ihn gefangen. Vielleicht Takoma.* Doch rasch wies er diesen Gedanken von sich.

Er schüttelte die Wolldecken aus und breitete sie am Rand der Höhle aus. Dann legte er sich hin und blickte auf den Fluss unter ihm. *Arme Becky!*, dachte er. *Ich möchte nur wissen, wo sie ist. Wenn es hell wird, werde ich versuchen, Takoma aufzuspüren.*

Er legte sich auf den Rücken und betrachtete den Mond und die Sterne, die am dunklen Himmel funkelten. »Herr, es ist schwer, das alles zu verstehen. Du hast gesagt, wir sollen für alles danken. Aber im Augenblick ist es mir

fast unmöglich. Du hast gesagt, dass uns alle Dinge zum Besten dienen sollen. Aber es ist mir noch nie so schwer gefallen, das zu glauben, wie gerade jetzt.« Zweifel stiegen in ihm auf. Er schüttelte den Kopf, um seine Gedanken abzuwehren. »Herr, ich bin so hilflos. Aber ich will dir vertrauen. Zu wem sollte ich sonst gehen?«

Die Einsamkeit wollte ihn erdrücken. Er dachte an seine Eltern in Albany, an Carl, an die Watsons und an Brauner Schatten. Er dachte an Maud und Johnny Cooper. »Herr, bitte hilf mir! Ich weiß nicht, was ich tun soll!«

Er konnte nur schwer einschlafen. Schließlich fiel er in einen unruhigen Schlaf, der ihm nur wenig Erholung brachte.

Bei Tagesanbruch wachte er auf und ging zum Fluss, um zu trinken und sich zu waschen.

Plötzlich hörte er vom anderen Ufer Hundegebell und ein Knistern im Unterholz. Rasch kletterte er den Felsen wieder hinauf und beobachtete alles Weitere hinter einem großen Stein versteckt.

Ein Rehbock brach durch das Unterholz, zögerte kurz und sprang ins Wasser. Er schwamm herüber, machte einen Satz ans Ufer und verschwand im Wald. Kurz darauf folgte ein Hund der Spur, stoppte am Flussufer und bellte aufgeregt.

Zwei Reiter tauchten auf. Der erste rief: »Eine frische

Rehspur! Da war der dumme Hund hinterher! Und wir haben gedacht, wir hätten den Indianer verfolgt! Wir vergeuden nur Zeit. Der ist sicher schon meilenweit weg. Wenn es der ist, der Tildies Mann getötet hat, dann hat er wahrscheinlich jetzt auch schon das Mädchen getötet. Komm, wir wollen zurück nach Greenfield und sehen, ob eine der anderen Suchmannschaften etwas Neues entdeckt hat.«

Ich muss vorsichtiger sein, dachte George, als die beiden wieder fort waren, *sonst finden sie mich womöglich noch*.

Ein flaches Boot kam vorbei. George wäre fast aufgesprungen, als er sah, wer darin saß. Hinten hockte Duncan Dant, ein Gewehr auf dem Schoß, und vor ihm ruderte Johnny Cooper. Mit scharfem Auge beobachtete Johnny die beiden Ufer des Flusses.

Bitterkeit stieg in George auf. Er wurde regelrecht wütend und musste dagegen ankämpfen, ihnen keine Herausforderung entgegenzurufen, als sie langsam an ihm vorbeifuhren. Dann verschwanden sie aus seinem Blickfeld.

Johnny Cooper!, dachte George bitter. *Er ist es also, der die Informationen weitergibt! Er behauptet, ein Freund von Carl und den Watsons zu sein, und verrät dann alle Geheimnisse an Duncan Dant, der sie wieder an Takoma weitergibt. Ich möchte wissen, ob Maud das weiß.*

Noch vor Mittag kamen zwei weitere Suchmann-

schaften vorbei und George gab schließlich den Gedanken auf, noch vor der Abenddämmerung das Versteck verlassen zu können.

Am späten Nachmittag saß George unter dem schützenden Felsvorsprung. Ein Kieselstein kullerte von oben herunter, dem ein schlurfendes Geräusch folgte. Brauner Schatten sprang herunter. Er drehte sich um, sah George und lief mit ausgestreckten Armen auf ihn zu.

George kniete nieder, nahm den Jungen in die Arme und drückte ihn. »Brauner Schatten!«

»George!«

»Wo bist du gewesen?«

»Takoma.«

»Du hast ihn gesehen?«

Brauner Schatten nickte.

»Hat er das kleine Mädchen bei sich?«

Brauner Schatten hatte ihn nicht verstanden. George wiederholte langsam: »Hat Takoma das Mädchen?«

»Brauner Schatten sehen Takoma«, sagte der Junge langsam. »George sehen Takoma. George sehen Mädchen.«

»Wo?«, fragte George aufgeregt.

Brauner Schatten zeigte nach Südosten. Dann zeigte er nach Greenfield. »Brauner Schatten sehen Takoma. Brauner Schatten folgen. Brauner Schatten sehen Dant – Mädchen.«

»Du meinst, du hast Duncan Dant, Takoma und das Mädchen zusammen gesehen?«

Brauner Schatten nickte nachdrücklich. »Dant geben Mädchen Takoma.«

»Duncan Dant hat Takoma das Mädchen gegeben!«, rief George. »Das hätte ich mir ja denken können, dass er etwas mit der Sache zu tun hat!« Er schnipste mit den Fingern. »Das erklärt auch, wieso er gewusst hat, dass Takoma am anderen Ufer des Flusses mit Becky erscheinen würde! Er war gerade von dem Treffen mit Takoma zurückgekehrt. Deshalb wollte er mich auch am Landesteg haben, um zu sehen, was passieren würde. Er kannte Takomas Plan.«

»George kommen!«, drängte Brauner Schatten und begann, die Felsen hinaufzuklettern.

George packte schnell die Lebensmittel in eine Decke, band die vier Zipfel zusammen, warf sich das Bündel über die Schulter und folgte Brauner Schatten, wobei er schnell noch eine zweite Decke ergriff.

Sie gingen einige Kilometer am Fluss entlang nach Süden, bis sie einen Hohlweg erreichten, der durch die Anhöhe bei Greenfield führte. Sie kletterten zu einem Bach hinunter und gingen an seinem Ufer entlang nach Osten.

Bei Einbruch der Dämmerung führte ihn der Junge an

einer Seite der Schlucht hinauf und bewegte sich vorsichtiger als vorher. Als es dunkel wurde, blieb er unter einer Kiefer stehen. »Brauner Schatten schlafen, George schlafen.«

»Aber der Mond geht gleich auf«, flüsterte George. »Dann können wir weiter. Wir müssen Takoma finden und das Mädchen!«

Aber Brauner Schatten sagte nur: »Schlafen. Takoma sehen, Mädchen sehen – bei Sonne.«

»Aber Brauner Schatten, Takoma hat gesagt, dass er Becky heute Nacht töten wird!« George verlieh seinen Worten durch entsprechende Gesten Nachdruck.

Brauner Schatten schüttelte den Kopf. »Nein. Mädchen sehen, Takoma sehen – bei Sonne!«, wiederholte er.

Ich kann nichts machen, dachte George.

Sie aßen, machten sich ein weiches Lager aus Kiefernzweigen, streckten sich aus und schliefen ein.

Sehr früh am Morgen wurde George von Brauner Schatten geweckt. Es war noch dunkel. Sie frühstückten, versteckten die Lebensmittel und die Decken in den Zweigen einer Fichte und folgten dem Rand der Schlucht noch etwa zwei Kilometer mit äußerster Vorsicht. Der Morgen graute.

Brauner Schatten näherte sich langsam einer Eiche, die am Rand der Schlucht stand. »George, Brauner Schat-

ten – Baum«, flüsterte er und kletterte hinauf. George folgte ihm und bezog etwas unterhalb des Jungen Stellung. Allmählich wurde es heller.

George schaute sich um. Knapp zwanzig Meter unter ihnen suchte sich der Bach zwischen grauen Felsbrocken seinen Weg. Überall um sie herum war nichts als Wald. *Was machen wir hier?*, überlegte er. Fragend blickte er Brauner Schatten an.

Der Junge machte eine behutsame Bewegung mit der rechten Hand und zeigte mit einem Finger auf eine Stelle nicht weit von ihnen entfernt.

George schaute durch das Blattwerk, sah aber nichts, was ihm von Interesse erschien. Noch einmal sah er den Jungen fragend an und sah, wie seine Lippen das Wort »Mädchen« formten.

Ein leichter Westwind kam auf. Die Baumkrone schwankte leicht. George sah etwas Schwarzes. Er beugte sich vor und schob einen Zweig zur Seite.

Halbversteckt unter einer Platane stand ein roh zusammengezimmerter Unterstand aus Rinde und Kiefernäzweigen. Von einer Feuerstelle vor dieser Behelfshütte stieg eine feine Rauchsäule auf.

Ein blauer Eichelhäher ließ seinen Alarmschrei hören.

Brauner Schatten hob gespannt seinen Kopf, lauschte und flüsterte dann: »Takoma kommen.«

George schaute den Bach hinunter, sah etwas Glänzendes und erkannte dann Takoma, der auf die Hütte zuging. In einer Hand hielt er eine Muskete, in der anderen einen Stoffbeutel. Er näherte sich vorsichtig, schaute in die Hütte hinein, lehnte die Waffe gegen einen Baum und warf drei Fische aus dem Beutel an den Rand des Baches. Er legte Holz aufs Feuer, säuberte die Fische und legte sie auf einen flachen Stein. Dann bückte sich Takoma und betrat die Hütte.

Einige Augenblicke später durchbrach ein weinerliches Jammern die Stille des Morgens.

Takoma kam wieder heraus und hatte Becky auf dem Arm. Hände und Füße waren mit Lederriemen gebunden. Ihr Kleidchen war zerrissen, die Haare aufgelöst und voller Blätter und Kiefernnadeln.

Der Indianer ließ sie auf die Erde nieder und löste die Fesseln. Sobald sie frei war, versuchte sie, auf die Füße zu kommen, und lief auf den Bach zu.

Takoma holte sie ein, gab ihr einen Schlag ins Gesicht und zeigte auf das Feuer. Sie versuchte noch einmal, ihm zu entweichen. Wieder schlug er sie. Sie warf sich auf die Knie, verbarg das Gesicht in den Händen und weinte hemmungslos.

Takoma hob sie auf, trug sie zurück vor die Hütte und setzte sie auf die Erde. Dann setzte er sich neben sie und

begann, von den Fischen zu essen. Er hielt ihr einen Fisch auf einem Stück Birkenrinde hin.

Sie schaute auf, schüttelte den Kopf und schluchzte: »Ich will deinen alten Fisch nicht. Ich will nach Hause!«

Takoma aß weiter an seinem Fisch.

Becky stand auf. Sie ging zum Bach, kniete nieder und trank.

Plötzlich stürzte sie davon, war aber noch keine fünf Meter weit gekommen, als Takoma schon neben ihr war. Er fesselte sie wieder und brachte sie in die Hütte. Als er wieder herauskam, suchte er sich eine sonnige Stelle, streckte sich hin und schlief ein.

Der Tag schlich nur so dahin. Georges Glieder schmerzten.

Kurz nach Mittag stand Takoma wieder auf, nahm seine Muskete und verschwand im Wald.

»Takoma gehen«, flüsterte George Brauner Schatten zu. »Jetzt wollen wir Becky holen.«

Brauner Schatten schüttelte den Kopf. »Takoma kommen.«

»Aber bevor er das tut, sind wir fort von hier«, beharrte George.

»Takoma finden George, finden Brauner Schatten. Takoma töten.«

»Aber wir können doch nicht für immer hier sitzen bleiben!«

Zwei Stunden vergingen. George wurde immer ungeduldiger. Er war fast so weit, Brauner Schattens Warnung zu missachten und hinüberzuklettern, als er von Osten her ein Geräusch hörte. Bald darauf erschien Takoma mit einem kleinen Beutel, seiner Muskete und einer großen Flasche.

Die Flasche kam ihm bekannt vor. Duncan Dant hatte die gleiche auf dem Floß gehabt. Es gab keinen Zweifel darüber – der schneeweiße Totenkopf glänzte in der Sonne. Es wurde bald klar, dass Takoma schon einen großen Teil des Inhalts getrunken hatte, denn im Gegensatz zu sonst bewegte er sich ziemlich schwerfällig.

Takoma zog Becky aus der Hütte, befreite ihre Hände und gab ihr den Beutel. Widerstrebend nahm sie ihn, öffnete ihn, schaute hinein und zog ein halbes Brot heraus. Sie aß davon und dazu noch eine Handvoll getrockneter Früchte.

Takoma ist also wahrscheinlich am Fluss gewesen, hat dort Duncan Dant getroffen und von ihm die Rumflasche und die Sachen für Becky bekommen, dachte George.

Takoma erlaubte dem Mädchen, eine Weile zu sitzen. Er band ihre Füße los und ließ sie umhergehen. Sie ging

zum Bach, trank dort und war plötzlich im Wald verschwunden.

Takoma horchte, wartete einige Minuten, nahm einen großen Zug aus der Rumflasche, erhob sich und folgte ihr.

Schon bald schrie Becky: »Lass mich in Ruhe! Ich gehe zurück zu meiner Mama!«

Takoma trug das Mädchen zurück, fesselte ihr wieder Hände und Füße und brachte sie in die Hütte. Dann kehrte er zum Feuer zurück und hockte sich mit übereinandergeschlagenen Beinen hin, schwermütig in die Flasche starrend. Seine Hakennase gab seinem Gesicht einen Ausdruck von Brutalität.

Ob er wohl schon etwas von Jesus gehört hat?, überlegte George. Was denkt er wohl? Welchen Sinn sieht er in seinem Leben?

Takoma rülpste, hob die Flasche an den Mund und trank, bis sie leer war. Er rülpste noch einmal und warf die Flasche mit offensichtlichem Widerwillen zur Seite. Dann erhob er sich, legte Holz aufs Feuer, hob seine Muskete auf und streckte sich aus, die rechte Hand an der Waffe. Schon bald hörte man ihn laut schnarchen: Takoma schlief seinen Rausch aus.

»Jetzt wird es Zeit«, flüsterte George.

Brauner Schatten nickte zustimmend. Sie kletterten den Baum hinunter, in die Schlucht hinein und gingen am Bach entlang bis zur Hütte. Sie machten einen Bogen, sodass sie von hinten darauf zukamen.

In der Luft lag der Geruch von Rum und Schweiß.

Wenn ich ihm nur sein Gewehr wegnehmen könnte!, überlegte George. Er tastete sich vorwärts. *Er ist so betrunken, dass ihn nur ein Erdbeben aufwecken wird.* Er kniete nieder und löste vorsichtig Takomas Finger vom Lauf. Dann hob er seine Hand hoch und zog die Waffe weg. Er drehte sich um und lächelte Brauner Schatten triumphierend zu.

Doch der verzog keine Miene. Er stand etwa drei Meter entfernt, in der Hand einen dicken Ast.

George wollte sich gerade erheben, als ihn plötzlich ein furchtbarer Schlag am Kopf traf. Er rollte zur Seite und sah, wie Takoma ein Messer aus dem Gürtel zog.

Brauner Schatten sprang hinzu und schlug dem Indianer den Ast auf den Kopf. Takoma fiel hintenüber und blieb regungslos liegen.

Inzwischen kam George wieder auf die Füße und lief zur Hütte. Er befreite Becky von den Fesseln und ging zurück zu Takoma, der langsam wieder das Bewusstsein erlangte.

George drehte ihm schnell die Arme auf den Rücken

und band seine Hände zusammen. Mit dem Rest der Riemen fesselte er ihm die Füße.

Brauner Schatten stand daneben, den Knüppel auf der Schulter, und wartete gespannt, bis George fertig war. In seinem Gesicht spiegelte sich eine Mischung von Hass und Furcht.

Von der Hütte her hörten sie Schluchzen. Becky stand mit zitternden Knien im Türrahmen und hielt sich an einem Pfosten fest.

George ging auf sie zu und nahm sie auf den Arm.

»Du musst nicht weinen, Becky. Wir sind deine Freunde. Der Indianer ist gefesselt. Er kann dir nicht mehr wehtun. Aber schau mal, wie schmutzig du bist. Takoma hat wohl nicht gut für dich gesorgt, wie? Hier die Striemen an den Händen und Füßen und lauter Zweige und Blätter in den Haaren! Ich denke, wir werden uns jetzt zunächst einmal waschen. Und dann geht es ab nach Hause. Morgen wirst du Mama und Papa wiedersehen.« George wusch Becky im Bach und rieb ihre Gelenke.

Takoma beobachtete dies alles mit stiller Wut.

Brauner Schatten schien ungeheuer überwältigt von diesem Mann. Er stand in etwa fünf Meter Entfernung und ließ kein Auge von ihm.

George überprüfte Takomas Fesseln. »Ohne fremde Hilfe kann er sich nicht befreien. Wir lassen ihn jetzt liegen und kommen morgen wieder, um ihn zu holen.«

Dann wandte er sich Brauner Schatten zu.

»Komm, wir müssen fort! Lass uns gehen!« Er nahm Becky auf den Arm.

Becky weinte still vor sich hin, bis sie schließlich eingeschlafen war.

George hatte erst vor, noch in der Nacht bis Greenfield zu gehen. Zunächst schien der Mond, aber dann bewölkte es sich, und sie kamen nur sehr langsam vorwärts.

Als sie den Platz erreichten, wo sie die Decken und Lebensmittel versteckt hatten, sagte George: »Am besten schlafen wir hier und gehen morgen weiter.«

Am nächsten Morgen beim Frühstück war Beckys Angst verflogen und sie begann zu erzählen. »Duncan Dant ist schuld. Ich habe am Fluss gespielt und da kam er vorbei und sagte, er hätte einige Zuckerstücke für mich. Er nahm mich an die Hand und ging mit mir immer weiter. Zuerst hatte ich keine Angst, aber dann, als er noch immer weiterging, begann ich zu weinen. Ich wollte wieder nach Hause. Er schlug mich. Dann packte er mich und fing an zu rennen. Auf einmal sah ich den Indianer in einem Kanu sitzen. Duncan Dant ging ins Wasser hinein und zwang mich, mitzugehen.«

»Hat Takoma dich ans andere Ufer gebracht und dann jedem in der Stadt gezeigt?«, fragte George.

»Ja. Er versteckte das Boot, trug mich an die Stelle gegenüber der Stadt und wieder zurück zum Boot. Danach hat er mich zu dieser komischen Hütte im Wald gebracht. Ich habe ihn nicht gemocht.« Ihr Blick fiel auf Brauner Schatten. »Der ist auch ein Indianer.«

George erklärte: »Das stimmt, Becky. Brauner Schatten ist ein Indianer, aber ein lieber Indianer. Er hat dein Leben gerettet. Er hat gesehen, wie dich Duncan Dant Takoma übergeben hat, und er wusste, wo sich diese kleine Hütte befand. Er ist zu mir gekommen und hat mich dort hingeführt.«

»Brauner Schatten ist ein kleiner Indianer, nicht wahr?«

»Richtig.« George legte seinen Arm um Becky und sagte: »Brauner Schatten, komm doch auch her!«

Brauner Schatten zögerte einen Moment und ging dann langsam auf George zu.

George legte seinen freien Arm um den Jungen und zog ihn näher zu sich. »Brauner Schatten, das ist Becky. Becky, ich mag Brauner Schatten sehr.«

Einen Augenblick lang schauten sich die beiden an.

Becky lächelte verlegen. Brauner Schattens Mund verzog sich zu einem Grinsen.

Becky flüsterte George zu: »Ich mag ihn auch.«

WILLST DU MICH HEIRATEN?

»Becky«, sagte George, »wir bringen dich jetzt nach Hause. Und ich möchte, dass du Mama und Papa erzählst, wie lieb Brauner Schatten wirklich ist, wenn man ihn richtig kennenlernt.«

»Das tue ich gern.« Sie runzelte die Stirn. »Obwohl meine Großmutter ihn nicht mag. Sie hasst ihn, weil Takoma im Frühling Großvater getötet hat und Brauner Schatten dabei war.«

»Du meinst, dass Tildie Ruthland deine Großmutter ist?«, rief George.

Becky brummte zustimmend.

»Dann warte, bis sie erfahren hat, was Duncan Dant mit dir angestellt hat!«

»Das wird sie gar nicht gerne hören«, stimmte Becky ernst zu.

George schüttelte den Kopf vor Erstaunen. »Duncan Dant wollte alles so arrangieren, dass es aussehen musste, als sei ich der schlimmste Feind der Stadt.«

Sie beendeten ihr gemächliches Frühstück und machten sich auf den Weg nach Greenfield. Wegen Becky konnten sie nur langsam gehen. George dachte darüber nach, wie sie in der Stadt vorgehen sollten. *Ich könnte*

warten, bis es dunkel ist, und zu Carl schleichen, damit er den Leuten erzählen kann, was vorgefallen ist. Vielleicht könnte ich auch Mr Watson erreichen und ihn bitten, die führenden Männer zusammenzurufen, um ihnen die Vorkommnisse zu schildern. Oder einer der beiden könnte zu Tildie gehen und ihr alles erzählen.

Schließlich verwarf er all diese Pläne wieder und betete: »Herr, du hast bis jetzt schon so viel für mich getan, was unmöglich erschien. Deshalb möchte ich dich bitten, mich auch in dieser Sache zu leiten.«

Gegen Mittag machten sie in einem Birkenwäldchen Pause und aßen etwas. Als sie weitergingen, hielten sich Becky und Brauner Schatten an den Händen. Das Mädchen hatte alle Angst verloren. Brauner Schatten lachte oft und wiederholte ständig alle Wörter, die er kannte, um sich mit Becky zu unterhalten. George freute sich von Herzen über die gegenseitige Zuneigung der beiden.

Einmal hockte sich Brauner Schatten direkt neben Becky und zeigte ihr ein Gänseblümchen. George traten vor Freude Tränen in die Augen. »O Herr, ich kann dir dafür nur danken!«

Zweimal sahen sie Boote auf dem Fluss und jedes Mal versteckten sie sich. George wollte nicht gesehen werden, bevor sie die Stadt erreichten.

Einen Kilometer vor ihrem Ziel schlugen sie einen Bogen, um durch den Wald zum Haus der Watsons zu kommen. Doch das Haus war leer. Auch Carl war nicht zu Hause.

Becky wurde ungeduldig. »Kann ich nicht jetzt zu meiner Mama, George? Ich möchte zu meiner Mama. Ich will ihr erzählen, was geschehen ist.«

»Ich habe Sorge, dass die Leute, sobald sie Brauner Schatten sehen, so böse werden, dass du gar keine Gelegenheit bekommst, ihnen zu erzählen, wie nett er ist.«

»Ich werde dafür sorgen, dass sie mir zuhören.«

George zögerte noch. Er überlegte, ob er Becky allein nach Hause gehen lassen sollte. Aber dann dachte er: *Nein, wenn ich das tue, verpasse ich vielleicht die Möglichkeit, diese Angelegenheit endgültig zu klären. Ist es nicht vielleicht der Wille Gottes, ganz einfach weiterzugehen, wie sie es vorgeschlagen hat?*

Er nahm Becky in seine Arme. »So, meine Kleine. Es ist sehr wichtig, dass du jedem erzählst, wie nett Brauner Schatten zu dir gewesen ist. Wirst du daran denken, wenn wir jetzt in die Stadt gehen?«

»Natürlich werde ich das. Ich werde ihnen sagen, dass er viel netter ist als die meisten anderen Jungen, mit denen ich sonst spiele.«

»Gut, Becky. Dann machen wir es so. Aber zuerst wollen wir beten.« George wartete, bis Becky die Hände gefaltet hatte. Sie knieten unter einem Baum hinter dem Haus der Watsons nieder und George betete.

Als er geendet hatte und die Augen öffnete, fand er Brauner Schatten an seiner Seite, ebenfalls kniend, mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen, wie Becky. Dieser Anblick nahm ihm fast den Atem. Er legte die Hand auf den Kopf des Jungen. »Ich möchte zu gern wissen, ob du weißt, was du hier tust.« Und unwillkürlich rief er: »O Herr, lass es wahr sein!«

Becky stand wieder auf und nahm Brauner Schatten an die Hand. »Schnell!«, rief sie ungeduldig, griff auch nach Georges Hand und zog beide fort. Sie gingen die Straße hinunter, wobei sie eine gelbe Staubwolke aufwirbelten.

Irgendjemand rief: »Da ist ja Becky!«

Überall aus den Häusern, vom Anlegeplatz und von den Feldern strömten die Leute zusammen. Nach nur wenigen Minuten schien sich die ganze Stadt versammelt zu haben. Beckys Mutter war da und lachte und weinte zugleich und küsste und drückte ihr Kind. Männer und Frauen strichen ihr über das Haar und betrachteten die Striemen an ihren Gelenken.

Brauner Schatten klammerte sich an George, die Augen vor Furcht weit aufgerissen.

Einen Augenblick später tauchte auch Duncan Dant auf. Als er jedoch George sah, versuchte er, sich so schnell wie möglich aus dem Staub zu machen.

Da kam auch Carl Ives.

In der allgemeinen Aufregung rief George ihm zu: »Halte Duncan Dant fest, Carl! Lass ihn ja nicht gehen!«

Carl schaute verwirrt um sich. »Du willst ihn hier haben?«

»Ja, Carl, schnell!«, rief George verzweifelt.

Wilt näherte sich George von hinten und packte ihn am Arm. »George! Du? Was ist geschehen? Seid doch mal alle still! Wir wollen hören, was geschehen ist.«

Die Menge schaute George und Brauner Schatten an, als ob sie die beiden zum ersten Mal sehen würden.

Ein Mann berichtete heiser: »Ich habe sie gesehen, Wilt. Ich habe sie die breite Straße herunterkommen sehen. Becky hielt den Indianerjungen an der Hand, als wäre er ihr Bruder. Und an der anderen Hand hatte sie Lockan.«

Am Rand der Menge gab es ein Gedränge. Carl rief: »Lasst uns durch, Leute! Lasst uns doch durch!«

Die Leute machten Platz und Carl schob Duncan Dant vor George hin.

»Los, erzähl jetzt, Junge!«, forderte Wilt George auf.

George hob Becky hoch. »Ich denke, Becky kann das alles viel besser erzählen.«

»Ich habe gespielt und dann ist Duncan Dant gekommen und hat gesagt, er hätte Zuckerstücke für mich. Aber er hatte gar keine. Er packte mich und übergab mich dem bösen Indianer.« Sie sprach so leise, dass die, die in der Nähe standen, ihre Worte für die weiter weg Stehenden wiederholen mussten.

Als alle informiert waren, hörte man aus der Menge Ausrufe des Erstaunens.

»George«, schloss Becky, »und Brauner Schatten sind dann gekommen, haben den großen Indianer gefesselt und mich nach Hause gebracht.«

Es war still in der Menge.

Duncan Dant stand da und starrte auf den Boden. Sein Gesicht war aufgedunsen vom Rum.

Die Leute fingen an, Fragen zu stellen.

George beantwortete sie, bis die ganze Geschichte ans Licht gebracht war.

Wilt erhob seine Stimme: »Ich sage: Willkommen zu Hause, George Lockan! Und ein dreifaches Hoch für den kleinen Indianer!«

Die Reaktion war unbeschreiblich. Hochruf auf Hochruf schallte durch den Ort. Die Menschen liefen herum, klopfen George auf die Schulter, schüttelten ihm die Hand, und mehr als eine Frau küsste ihn.

Als später die Aufregung etwas nachließ, zeichnete

George eine Karte mit dem Weg zu der Stelle, wo Takoma gefesselt lag.

Sechs Männer brachen auf, um ihn in die Stadt zu bringen.

Duncan Dant wurde festgenommen und in die Kneipe gebracht. Einige wollten ihn lynchen, aber Carl redete es ihnen aus. »In Harris Landing haben sie einen Trupp von Kriegsgefangenen. Er ist ja auch ein Verräter. Am besten bringen wir ihn dorthin, um kein Blut zu vergießen. Wir haben einen Fehler gemacht, jetzt wollen wir nicht noch einen zweiten machen.«

George sah Maud zwar am Abend, weil er bei den Watsons zu Abend aß, aber es kamen so viele Leute, die ihn sehen und sprechen wollten, dass er keine Gelegenheit hatte, auch nur ein Wort an sie zu richten. Die Nacht verbrachten er und Brauner Schatten in Carls Haus.

Kurz nach Tagesanbruch weckte Carl sie und berichtete: »Sie haben gerade Takoma gebracht. Duncan Dant hat seine Tat gestanden. Außerdem wird es dich interessieren, dass Tildie jetzt auf deiner Seite ist. Sie hat gesagt, dass du, wenn du kommst, so viel Rum haben kannst, wie du willst«, berichtete er lachend.

George musste ebenfalls lachen. »Sie kann ihren Rum behalten, aber ich möchte trotzdem mit ihr sprechen. Ich möchte ihr das lebendige Wasser anbieten, den Herrn

Jesus Christus.« Er wurde ernst. »Carl, ich hätte nie geglaubt, dass ich jemals hier willkommen sein würde. Aber der Herr hat mir alles zum Besten dienen lassen, wie er es versprochen hat. Es ist merkwürdig. Als ich das erste Mal kam, war ich kein anderer Mensch als jetzt. Brauner Schatten auch nicht. Auch Takoma oder Duncan Dant haben sich nicht verändert. Wenn die Leute nur der Sache auf den Grund gegangen wären, ehe sie gehandelt hätten, wären uns viel Ärger und Leid erspart geblieben.«

»Das ist wahr, George. Aber das tun die Leute nicht und werden es vermutlich auch nicht tun, bis Jesus Christus über diese Welt regiert.«

»Ich habe eine Menge gelernt«, setzte George nachdenklich fort. »Ich glaube, ich werde Gottes Willen in meinem Leben nie mehr infrage stellen. Was immer er von mir erwartet, das werde ich tun. Und wenn dann etwas verkehrt läuft, will ich geduldig sein und warten, was der Herr daraus macht.«

George verbrachte den Morgen damit, gemeinsam mit Carl letzte Hand an das Geschäft zu legen. Brauner Schatten schaute dabei zu.

Die Leute, die vorbeikamen, betrachteten neugierig den Indianerjungen, sprachen mit ihm, fassten ihn an und fütterten ihn mit allerlei Dingen.

Maud brachte ihnen gegen Mittag etwas zu essen.

George schaute sie an, merkte, wie er rot wurde, nahm all seinen Mut zusammen und sagte: »Guten Tag, Maud.«

»Guten Tag, George«, antwortete sie und drehte sich um, um zu gehen.

George blickte ihr nach. Aber dann lief er hinter ihr her. Als er an ihrer Seite war, sagte er, nach Worten suchend: »Heute Abend, Maud, nach dem Essen, würde ich gern mit dir spazieren gehen.«

Maud drehte sich nicht um, blieb auch nicht stehen. Sie flüsterte nur: »In Ordnung, George!«

Am Nachmittag sah George Johnny Cooper, der gerade mit einem Pferdegespann am Geschäft vorbeifuhr. »Hey, Johnny!«, rief George, aber Johnny fuhr weiter und drehte sich nicht einmal um.

George packte die Wut, und er musste sich beherrschen, um nicht hinzulaufen, ihn vom Wagensitz herunterzuzerren und ihn zu verprügeln. Doch er murmelte vor sich hin: »Nein, das wäre sicher nicht der Wille Gottes.« Noch einmal rief er: »Hey, Johnny! Ich muss mit dir reden.«

Johnny hielt an, drehte sich um und wartete mit offensichtlicher Ungeduld, bis George am Wagen angekommen war.

»Johnny«, begann George, »ich habe dich gesehen, wie du neulich mit Duncan Dant den Fluss hinuntergefahren

bist, als ich mich einige Kilometer unterhalb der Stadt in einer Felswand versteckt hielt. Ich wusste sofort, dass du derjenige warst, der unsere Pläne verraten hat. Wenn ich dich da erwischt hätte, wärst du dran gewesen. Aber jetzt wollte ich dir nur sagen, dass ich weiß, dass du Carl und die Watsons hintergangen hast.«

Johnny versuchte, sich zu rechtfertigen. »Ich wollte ja nicht der Helfershelfer eines Verräters sein. Ich dachte, nur, es wäre eine gute Gelegenheit, dich aus dem Weg zu schaffen.«

»Du meinst wegen Maud?«

Johnny nickte. »Ja, und auch jetzt gebe ich sie noch nicht auf.« Er setzte die Pferde in Trab. Der Wagen rumpelte davon, und George kehrte zu seiner Arbeit zurück.

Gegen 18 Uhr rief Mr Watson sie zum Abendessen. George und Brauner Schatten wuschen sich in Carls Haus und gingen dann zu den Watsons hinüber. Johnny Cooper stand vor der Tür.

Von drinnen hörte man Mauds Stimme. »Ich habe heute Abend keine Zeit, Johnny.«

»Dann morgen«, sagte Johnny verbissen.

»Es tut mir leid, Johnny, aber die Antwort lautet: ›Nein!‹«

Johnny wich zurück, warf einen kurzen Blick auf George, machte ein finsternes Gesicht und ging mürrisch davon.

Während des Essens wurde viel geredet und gelacht. Mrs Watson hatte sich große Mühe gegeben, ein festliches Mahl zuzubereiten. Zwei wilde Truthähne, von Mr Watson am frühen Morgen geschossen, hatte sie gebraten, bis das zarte Fleisch buchstäblich von den Knochen fiel. Es gab Brot, das mit dem ersten Mehl aus Carls neuer Mühle gebacken war. Sein Duft mischte sich mit dem Geruch von Zwiebeln, geröstetem Mais und eingemachten wilden Erdbeeren. Der Nachtsch war nicht weniger appetitlich: Zwei Torten, die so hoch waren, wie George sie noch nie gesehen hatte, mit saftigen, sonnengereiften Brombeeren, standen neben zwei Krügen auf dem Tisch, die bis zum Rand voll waren mit kalter, sahniger Milch.

Wilt, seine Frau und seine Töchter waren auch da. Als eine Pause im Gespräch eintrat, wandte er sich an George und sagte bedeutungsvoll: »Junge, du hast mir etwas Entscheidendes gezeigt, als wir am ersten Tag miteinander redeten. Du hast mich zum Nachdenken gebracht. Ich habe mich gefragt, woher ich komme, warum ich lebe und wohin ich nach dem Tod gehe. Ich danke dir, dass du mir auch die Antwort gegeben hast. Ich habe herausgefunden, dass Jesus die Antwort auf alle diese Fragen ist. Deshalb habe ich ihn auch kurz darauf als meinen Erretter angenommen. Meine Frau und meine Kinder danken dir auch. Ich habe ihnen davon erzählt und sie ver-

standen, dass ich recht hatte. Auch sie haben die Antwort auf ihre Fragen in dem Herrn Jesus Christus gefunden.«

»Das freut mich sehr, Wilt«, sagte George. »Ich bin mir nicht ganz sicher, aber ich glaube, Brauner Schatten versteht jetzt auch schon eine Menge mehr als vorher. Mrs Howell hat ihm von Jesus erzählt, als wir in Harris Landing waren. Gestern, als Becky und ich niedergekniet sind, um zu beten, senkte er ebenfalls den Kopf, faltete die Hände und kniete neben uns. Er versteht sicher noch lange nicht alles, aber ich glaube, dass er auch meinem Herrn folgen möchte. Im Laufe der Zeit, wenn wir uns erst besser verstehen, wird er den Herrn Jesus auch kennenlernen und ihn als seinen Erretter annehmen.«

Das war alles, was George während der ganzen Mahlzeit sagte, denn obwohl er sich über das Essen und die Unterhaltung freute, sah er dem Treffen mit Maud mit gemischten Gefühlen entgegen. Er versuchte, sich schon jetzt zurechtzulegen, was er ihr sagen wollte, konnte aber keinen klaren Gedanken fassen. Alles, was er tun konnte, war, sie verstohlen anzusehen und sich zu wünschen, dass das Essen bald vorbei sein würde.

Nach dem Essen setzten sich die Männer nach draußen, während die Frauen abwuschen. Georges Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Immer wieder drehte er sich zur Haustür um.

Es wurde schon dunkel, als Maud endlich erschien.

George hielt den Atem an. Er hatte noch nie jemanden gesehen, der so schön aussah. Ihre langen, blonden Haare fielen ihr in sanften Wellen auf die Schultern, wo sie sich anmutig ringelten. Sie hatte jetzt ein weißes Kleid an, das an den Ärmeln und am Halsausschnitt mit roten Schleifen verziert war.

Die Männer hörten auf zu reden und schauten sie an. George erhob sich schüchtern, wobei er leicht errötete. Brauner Schatten stand ebenfalls auf.

»Bleib du hier bei Carl, Brauner Schatten«, flüsterte George und ging auf Maud zu.

Sie folgten dem Fahrweg, der zur Mühle hinunterführte. Es war noch immer warm und überall waren Stimmen zu hören. Grillen, andere Insekten und Vögel mischten sich in dieses Abendkonzert.

George wurde fast überwältigt von seinen Gefühlen. Er wollte Mauds Hand nehmen, er wollte etwas sagen, ihr seine Gefühle erklären, aber er fand keine Worte, um das auszudrücken, was er empfand. Daher ging er wortlos weiter.

Sie kamen zu dem Teich, der das Wasser speicherte, das für den Betrieb der Mühle notwendig war.

»Wir könnten uns hier hinsetzen«, schlug George vor. Seine Worte erschienen ihm zu laut und steif.

Sie saßen im tiefen Gras, mit dem Rücken an das Rad eines Ochsenkarrens gelehnt, und betrachteten die Oberfläche des Teichs, auf die das Mondlicht seine Schatten warf.

»Ich möchte dir so vieles sagen«, begann George entschlossen. Er suchte nach Worten und fuhr dann mit leiser Stimme fort: »Ich habe ständig an dich gedacht, Maud. Ich kann mich noch daran erinnern, als wir uns das erste Mal sahen. Ich kann mich an alle Gespräche erinnern. Weißt du noch, wie wir in Killypox den Honig vom Baum geholt haben? Wie wir zusammen Mais geerntet haben und wie kalt die Erde unter unseren bloßen Füßen war? Oder Erinnerst du dich an die Wanderung durch den Schnee?«

»Ja, ich erinnere mich gut daran«, sagte Maud leise. Das Mondlicht fiel auf ihr Gesicht.

George sah sie an, und plötzlich schien alles um ihn her zu versinken.

Sie schaute aufs Wasser, aber dann drehte sie ihm langsam das Gesicht zu. Das Mondlicht spiegelte sich in ihren Augen, die so dunkel waren wie der Himmel über ihnen.

»O Maud«, flüsterte er. Er zögerte kurz, dann fasste er all seinen Mut zusammen und sagte: »Maud, ich liebe dich!«

»O George, und ich habe gedacht, du magst mich nicht!«

»Dich nicht mögen? Ich habe dich immer gemocht!«

»Aber du bist so lange nicht gekommen. Und als du dann da warst, hast du mich überhaupt nicht beachtet.«

»Ich dachte, du würdest dir nichts aus mir machen!«, sagte George.

»Ich habe dich von Anfang an geliebt, George, und die ganze Zeit über.«

George legte den Arm um sie, doch plötzlich schob sie ihn von sich. »George, kannst du mir jemals vergeben?«

»Dir vergeben?«, fragte George.

»Johnny«, sagte sie leise. »Ich habe ihm von Carls Plänen erzählt, wie ihr aus dem Feuer entkommen und mit den Fellen nach Süden gefahren seid. Ich hätte doch nie geglaubt, dass er es Duncan Dant weitererzählen würde! Ich wollte, dass er dir hilft, dass er mit dir fährt, stattdessen hat er alles diesem gemeinen Schuft weiter- erzählt!«

»Das ist jetzt vorbei, Maud. Wir wollen nicht mehr daran denken. Mein Herz ist voller Freude, und ich will jetzt nicht an Duncan Dant oder Johnny Cooper denken. Niemand kann so glücklich sein wie ich. Vor Kurzem noch schien alles verloren. Es war nicht sicher, ob ich jemals hierbleiben könnte und ob Brauner Schatten hier ge-

duldet werden würde. Ich wusste auch nicht, ob du mich liebst. Alles schien so dunkel und düster. Ich konnte nicht beten, ja, ich konnte kaum denken. Und trotzdem ist durch Gottes Gnade das Unmögliche möglich geworden. Brauner Schatten kann sich in der Stadt frei bewegen, ich habe bei Carl Arbeit gefunden, Wilt und seine Familie haben zu Jesus gefunden und – ich habe dich.« Er wiederholte es noch einmal: »Und ich habe dich!«

Sie saßen noch den ganzen Abend zusammen und unterhielten sich. Dann standen sie auf und gingen zum Haus zurück.

Als sie dort ankamen, sahen sie die anderen um den Tisch herum sitzen, Kuchen essen und Milch trinken.

»Noch eine Frage«, sagte George. »Maud, willst du mich heiraten?«

»Ja, George!«, antwortete sie und legte den Arm um ihn, bevor sie ins Haus gingen.



272 Seiten, Paperback
ISBN 978-3-86699-760-8

Na so was! Ist das wirklich Fürst Kasimir der Neunzehnte von Stolperstein, der da im Jahre 11 nach der Sonnenfinsternis laut um Hilfe schreit – noch dazu an seinem Geburtstag?! In was für eine missliche Lage ist er nun wieder geraten?

Was eine eingefrorene Fähre, ein riesiger Hirsch und ein geheimnisvoller Zettelstapel damit zu tun haben, verrät das erste der zwölf spannenden Abenteuer um Hans den Fährmann. Und wie es überhaupt dazu kam, dass Fürst Kasimir und Hans der Fährmann Freunde wurden.

Wer hätte gedacht, dass es für die beiden ein so lustiges und spannendes Jahr voller Abenteuer wird!

Ab 8 Jahren



144 Seiten, Paperback

ISBN 978-3-86699-761-5

Bei Nacht und Nebel schleicht sich Michael vom Jung-scharlager weg und verfolgt mit Karl aus dem Dorf finstere Gestalten an der Grenze. Was schleppen die weg? Und wohin? Die beiden Jungen nehmen die Fährte auf, doch plötzlich stecken sie in einer gefährlich-komplizierten Situation und suchen verzweifelt nach einem Ausweg ...

Michael muss sich entscheiden: Will er sein Leben so weiterführen wie bisher, oder ist an dem frommen Zeug aus der Jungschar doch was dran?

Ab 8 Jahren

Eckart zur Nieden

Das Geheimnis der vierten Burg



416 Seiten, Paperback

ISBN 978-3-86699-762-2

Gernot von Habichtstein ist der letzte Nachkomme eines uralten Rittergeschlechts. Er träumt von ruhmreichen Heldentaten und einem Leben als tapferer Krieger. Doch dazu muss er erst einmal einen Ritter finden, der ihn zu seinem Knappen macht. Und das ist gar nicht so einfach. Denn ein machtgieriger General ist drauf und dran, dem König die Herrschaft zu entreißen. Gernot gerät mitten hinein in einen Kampf zwischen Gut und Böse, in dem niemand neutral bleiben kann. Woher soll er wissen, wem er vertrauen kann ... und wer der Richtige ist, um ihn zum Kämpfer für das Wahre, Edle, Gute auszubilden?

Ab 8 Jahren

Craig Massey

Im Land der schwarzen Bären

clv



224 Seiten, Paperback

ISBN 978-3-86699-763-9

Nordamerika 1780: Die englischen Kolonien stehen mitten in ihrem Unabhängigkeitskampf. Der 17-jährige George bricht auf, um nach seinem Vater zu suchen. Siedler beschuldigen seinen Vater, er sei zum Feind übergelaufen. Doch George hat auch Freunde: den Waldläufer Ives und die Missionarsfamilie Watson; sie halten noch nicht für bewiesen, was andere schon als Tatsache ansehen. Bevor George die Wahrheit über seinen Vater erfährt, erlebt er wilde Abenteuer mit Waffenschmugglern, Indianern und Bären.

Eine preisgekrönte Erzählung, durchpulst von lebens echten Gestalten, die auch im größten Durcheinander Jesus Christus als die tragende Kraft ihres Lebens erfahren.

Ab 10 Jahren

